

— ♦ — Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). ♦ —  
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofusschlag.



Von Dubut de Laforest.



Meine Herren, ich kenne jede Art von Jagdsport, sagte Herr Raoul de Mareuil, aber wenn ich die Meetings auf den Herrenschlössern bewundere, die Parforce-Jagden in Chantilly oder Ferridres mit ihren Hekatomben von Wildpret, die Treibjagden in den Steppen von Perigord mit ihren Reitern, Amazonen, Piqueurs, Treibern, mit dem Lärm der Bauern und der Meuten, mit dem Hallali, der unvergesslichen Scenerie, wie das Hochwild auf mit grünem Laub gezierten Trag-

bahren ruht, welche bei Fackelschein herbeigetragen werden, — wenn ich Aldies bewundere, so ziehe ich doch die Jagd mit dem Vorstehhunde vor, die Lieblingsjagd meines berühmten Pathen Marquis von Cherville und meines Freundes Charles Diquet in ihren malerischen, selbsterlebten und lebendigen Studien.

Mit der Flinte unterm Arm begleite ich Black, einen herrlichen Wachtelhund. Mit fröhlich wedelndem Schwanz läuft er dahin und unbeweglich steht er vor den Sträuchern, wo der Hase zusammengerollt, offenen Auges schläft. Die rothen Kepphühner jagt er in die Felder. Man zielt, man fehlt, man

trifft. Die Hauptsache ist, die Erschlaffung vom Boulevard abzuschütteln, die rostenden Sprungfedern frisch einzublen; die Hauptsache ist sich zu isoliren, zu träumen; die Hauptsache ist, die Karten, den Bauchtanz zu vergessen, die Brust von den Ausdünstungen des Gases zu säubern und mit frischer Luft zu füllen. Ich schreite die braunen Ebenen, die blühenden Saatenmeere entlang, ich erklimme die Berge, durchstreife die Wälder, setze, von Stein zu Stein hüpfend, über einen schäumenden Bergbach, und der flammende Himmel, das Rauschen des Laubes, der Gesang der Vögel und der Feldarbeiter, die tausend Stimmen der Erde und des Raumes, die Einfachheit der Wesen und Dinge, die ewigen Herrlichkeiten der Schöpfung: sie erwecken in mir immer und überall eine Wiedergeburt des Geistes, der Sinne und des Herzens, eine Taufe, einen Liebesdurst.

Die Jagd mit dem Vorstehhunde führt auch zu allerlei galanten Abenteuern.

An einem milden Septemberabend schlief ich unter den Kastanienbäumen ein; als ich wieder erwachte, ging eben der Mond in seinem vollen Glanze auf und von der Wiese her war ein Rauschen von Weiberröcken zu vernehmen. Black schickte sich an zu bellen; mit einer Geberde gebot ich ihm Stillschweigen. Ein großes, blondes, junges Weib, sehr hübsch von Angesicht, der Kopf mit einem bunten Seidentuche umwunden, bekleidet mit einem weißen Camisol und einem blauen Rocke, näherte sich mit entblößten Füßen, die Schuhe in der Hand tragend, der nahen Quelle, deren Plätschern ich hören konnte. Natürlich meinte ich, sie wolle Wasser holen; allein sie trug keinerlei Gefäß bei sich. Wollte sie trinken? Auch nicht. Da ließ ich mich von der Böschung hinabgleiten und kroch im Grase weiter fort, die Augen auf eine runde Form gerichtet. Die schöne Bäuerin hockte in der Quelle und begann intime Waschungen vorzunehmen, was sie mit einer verführerischen Koketterie that. Vor Zeit zu Zeit lachte sie, die niedlichen Zähne zeigend, verglich den rosigen Kreis ihres Fleisches mit dem andern Monde, der ebenfalls lachte, tanzte, schimmerte. Ihre Finger arbeiteten eifrig und zart und sie fröstelte in



Wohlbehagen bei der Berührung des kühlen Wassers. Endlich richtete sie sich auf, die Hände vom Wasser triefend, die Röcke und das Hemd noch immer am Gürtel festgebunden, die festen, sammtweichen, begehrenswerthen Beine zeigend. Noch immer auf den Knien liegend umschlang ich ihren Körper und drückte einen Kuß auf denselben . . . Augenblicklich fielen die Röcke herab und ich erhielt einen Stoß, der mir zu einem ganz unverhofften Bade in der Quelle verhalf.

— Pardon, Herr Graf, jammerte die Bäuerin, ich glaubte, es wäre der Thomas . . .

— Welcher Thomas? seufzte ich, mich erhebend.

— Thomas, ein Nachbar, der mir keine Ruhe läßt.

— Ihr hattet also ein anderes Rendezvous?

— Oh nein! Ich bin mit Piquet verheirathet; ich bin die Tochter Léonard's, eines Pächters der Frau Marquise d'Arvilly.

— Meiner Tante?

— Ja, Herr Graf.

— Ihr kennt mich also?

— Ich sehe Sie ja jeden Sonntag bei der Messe.

— Und Ihr erfrischt Euch gerne vor dem Schlafengehen?

— Ich hätte es nicht gewagt . . . aber ich wußte nicht, daß Herr Graf . . .

— Das macht nichts . . . Im Gegentheil! . . . Ihr seid reizend . . . Wie heißt Ihr?

— Antoinette, aufzuwarten! Herr Graf wollen mich gnädigst entschuldigen, ich muß heimkehren.

— Noch nicht, Schätzchen. Ich triefe von Wasser, kann keinen Schritt gehen, muß mich ein wenig abtrocknen. Dabei sollst Du mir behilflich sein, Antoinette; Das bist Du mir schuldig.

Zu Mondenscheine, auf der Wiese empfing ich Antoinettes Gunstbezeugungen. Diese Bäuerin, die in dem Kloster der benachbarten Stadt einigen Unterricht erhalten hatte; diese Bäuerin, die ihre Reize pflegte und dazu der Bäder bedurfte, diese Bäuerin, die sich die Rohheiten eines Dorfslümmels nur ungern gefallen ließ, erwies sich unter den gegebenen Umständen bezaubernd und bezaubert, beglückend und beglückt. Ich bot ihr Gold, Toiletten an; doch sie wies Alles zurück und war glücklich, sich mir hingegen zu haben.

. . . Mittlerweile hatten Wolken einen Schleier vor den Mond gezogen und wir lauschten dem Murmeln der Quelle. Alles rings um uns her schlummerte in dem tiefen Dunkel der Nacht; nur dort unten, in Gesichtswerte, schimmerte ein weißgetünchter Pachtthof aus dem grünenden Schatten hervor; es war Antoinettes Haus und ein rothes Pünktchen zeigte, daß in der Wohnstube Licht brannte.

Noch einmal kam der Mond glänzend zum Vorschein . . . und noch einmal . . . und noch einmal . . .

\*

Als ich im Schlosse bei der Tafel erschien, wo schon Alle versammelt waren, erklärte ich meine Verspätung durch eine jener Lügen, um welche ein rechter Jäger niemals verlegen ist. Ich dachte an Antoinette und ihre Uneigennützigkeit erinnerte mich an eine reizende Geschichte von Turgenjeff. Es handelte sich darin um einen russischen Edelmann, der eines Tages auf der Jagd die Tochter eines Müllers getroffen und geliebt hatte und sie belohnen wollte. Er ließ ihr die freie Wahl unter vielen reichen Geschenken; aber die schöne Barbarin erbat sich ein Stück Seife, damit der gnädige Herr, wenn er wieder vorbeikäme, ihr die Hand küssen könne, wie er es den feinen Damen am Czarenhofe mache.

Antoinette fehlte es Gottlob nicht an Seife; dagegen that ich am folgenden Tage ein Flacon Ambra in meine Jagdtasche.

Ich präsentirte das Fläschchen meiner neuen Geliebten und sagte:

— Für Ihre Toilette, Liebste.

Sie schlug die Augen zu Boden.

— Unmöglich, Herr Raoul. Was würde mein Mann sagen?

— Eine Idee, Antoinette! Wie wär's, wenn ich die Quelle parfümirte?

Sie lächelte und ich schüttete den ganzen Inhalt des Flacons in die Quelle.

\*

Als ich am folgenden Morgen mit meiner Tante beim Frühstück saß, erschien ein Diener und kündigte den unerwarteten Besuch des Pächters Léonard und seines Schwiegersohnes Piquet an.

— O weh! rief ich aus.

— Ist Dir was, Raoul? fragte mich die Tante besorgt.

— Nein, Tante; nichts.

— Du wirst roth und bleich, Raoul. Was ist Dir denn?

— Nichts, Tante.

Mein Schreck sollte sich alsbald in die schönste Heiterkeit umwandeln. Léonard und Piquet erschienen, bekleidet mit ihren Sonntagsgewändern und der Alte zog aus der Tasche

eine mit Wasser gefüllte Flasche, die er uns respektvoll unter die Nase hielt.

— Da riechen Sie mal dazu!

Welcher Reichtum! Die Quelle hat eine wunderbare Umwandlung erfahren; der Himmel hatte ihr einen köstlichen Duft verliehen. So jubelten die Bauern und sie vergaßen darob die Verheerungen der Phylloxera. Dieses verzauberte Wasser berauschte sie; es wird die abgestorbenen Weingärten erregen. Man wird das Wasser in Fässer gießen, nein, in Flaschen, und wird es für schweres Geld verkaufen. Die beiden Bauern hatten schon einen Advokaten des Dorfes zu Rathe gezogen und dieser hatte ihnen gesagt, es gäbe im Gesetzbuche einen Artikel, welcher Jenen, die auf fremdem Boden einen Schatz entdecken, die Hälfte davon zusichert. Die Quelle gehörte zu den Gütern der Frau Marquise und sie seien die Entdecker der unterirdischen wohlriechenden Infiltration. Nach dem Gesetze hätten sie also Rechtsansprüche, allein sie stellten die Befriedigung derselben ganz der wohlbekannten Huld der Frau Marquise anheim und . . .

— Riechen Sie nur mal dazu. Dieser Duft!

Der Vater und der Gatte baten mich, an irgend einen Pariser Gelehrten zu schreiben, beispielsweise an den gewissen Herrn Pasteur, der die Hühner von der Cholera, die Menschen und die Hunde von der Tollwuth kurirt. Meine Tante runzelte die Stirne, aber ich bat sie so artig, daß sie die Sache auf sich beruhen ließ.

Den ganzen Tag schöpften die Leute das ambraduftige Wasser; sie brachten davon den Kranken, den schwangeren Frauen, den Gelähmten; Mädchen wuschen darin ihre Haare u. s. w. Des Nachts aber herzte ich Antoinette, während ihr Mann, ein ehemaliger Soldat, bei der Quelle Wache stand und Jedem zurief: „Donnerwetter! daß mir Keiner nahe komme!“



### Albumblatt.

Wie mit dem „Fensterln“ geht's mit Mädchenherzen:  
Ein Jeder darf wohl d'ran sich wagen,  
Die ganze Nacht dort plaudern, lachen, scherzen,  
Auch küssen darf er, ohne Fragen.  
Doch liehest Du schon Einen ein,  
Will Niemand mehr der Bweite sein.  
D'rum, Mädchen, nimm Dein Herz in Acht,  
Daß nicht beim „Fensterln“ in der Nacht,  
Er seinen Weg durch's Fenster macht.

Heinz Neumann.

### Galante Gedanken.

Von Alex. Engel.

Je öfter eine Frau gestiegt, desto mehr sehnt sie sich danach, zu unterliegen.

\*

Je mehr Dir eine Frau kostet, desto weniger ist sie werth.

\*

Die Liebe bessert die schlechteste Frau.

\*

Die Männer möchten immer ein ganzes Herz nehmen und ein halbes geben.

\*

Die Frauen verstehen es trefflich, auch noch in der letzten Liebe die — Anfängerin zu spielen.

\*

Am liebenswürdigsten sind die Ehemänner außer dem Hause.

\*

Hilf nie Deiner Geliebten beim Entkleiden, es dauert sonst zu lange.

\*

Die Frau will verstanden, aber nicht durchschaut werden.

\*

Ich möchte nur wissen, woher die Frauen den vielen Sand nehmen, den sie uns Männern in die Augen streuen?

\*

Der Liebe verdanken die Poeten ihre besten Einfälle und doch ist gerade sie es, die uns alle Vernunft raubt.

\*

Es gibt Frauen, die nie schwanken, sondern gleich — fallen.

\*

Graue Theorien ertrinken in der Fluth blauer Augen.

\*

Der Hausfreund kennt die Frau in der Regel besser, als der Gatte.

\*

Je schöner die Frauenaugen, desto mehr lügen sie.

\*

Die Natur lehrt die Mädchen Scham, die Gesellschaft lehrt sie Prüderie.

\*

Der Mann sündigt, die Frau verzeiht.

\*

Die Geliebte möchte Dir viel versagen, aber sie kann nicht.

\*

Zu ein chambre particulier nimmt die Frau nicht ihre Tugend mit, der Mann nicht sein Herz.

\*

Die Liebe macht blind und gerade da möchte man tausend Augen haben.

\*

Was Dir die eine Frau nicht gestattet, gewährt Dir die — andere.

\*

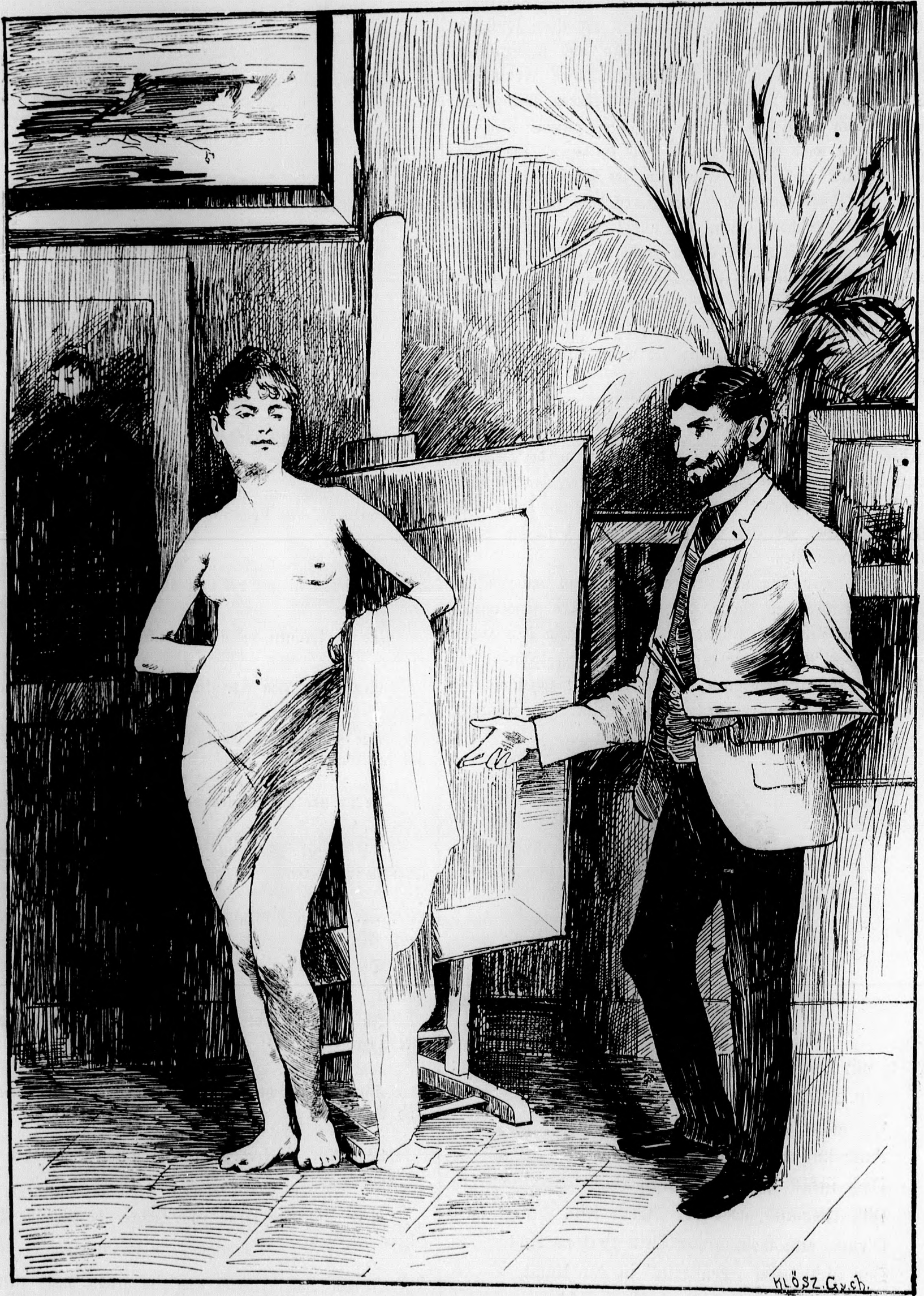
Liebt Dich eine Frau zehn Jahre, so wird sie Dich im eilften betrügen.

\*

In der Liebe erscheint uns das größte Recht klein, aber auch die schwerste Pflicht leicht.

# Atelier-Studien.

I.

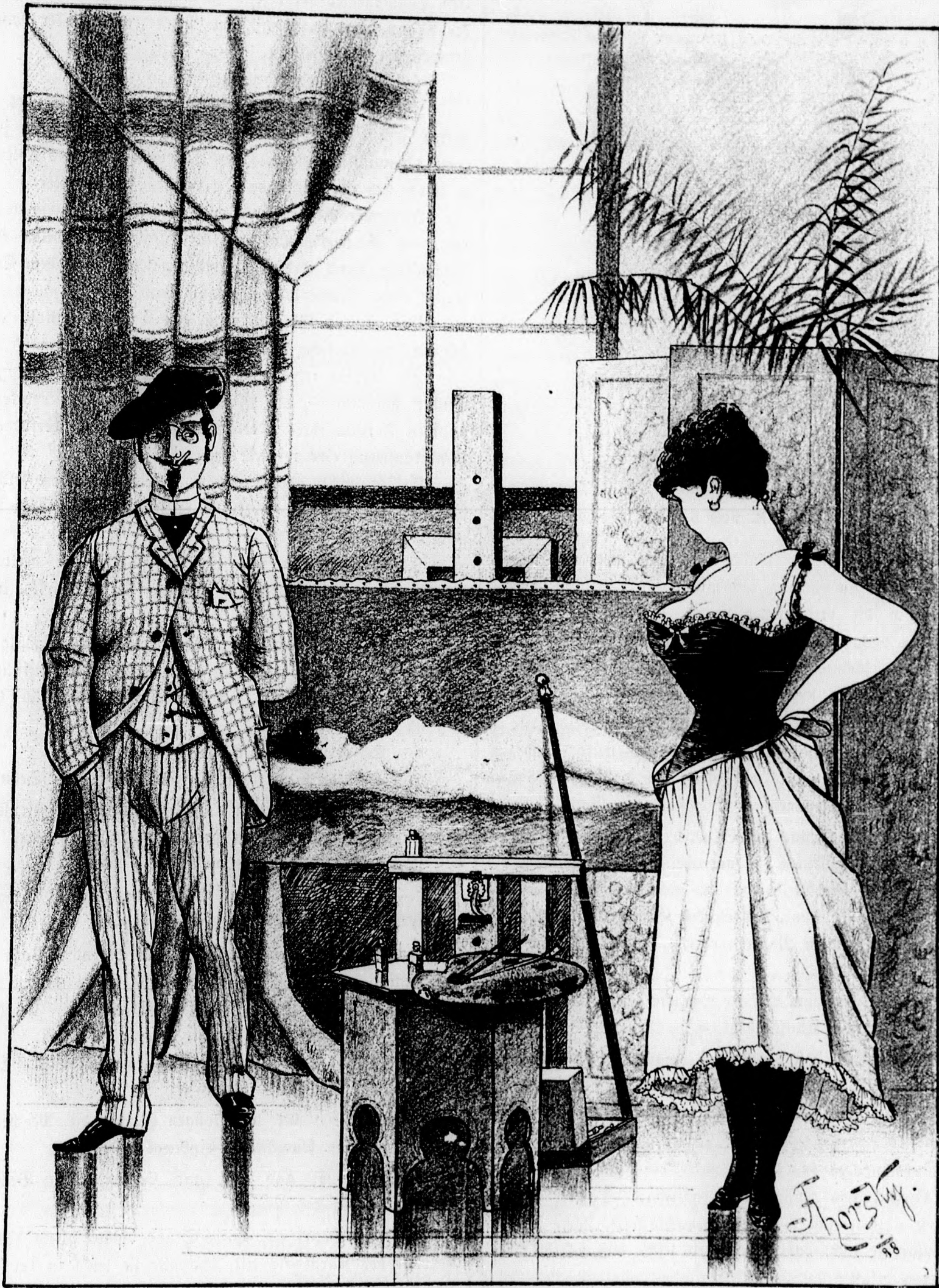


— Ob das Werk auch gelingen wird, Ada?  
— An mir soll's nicht fehlen, Meister.

konkret

Atelier-Studien.

II.



— Das Schöne Werk ist vollendet, Mily!  
— Ja, ja; wir haben unser Möglichstes gethan!



### Die Marshall-Nielrose.

Von E. von S.

Er war Bassist an der königlichen Oper und ein schöner Mann. Wenn er sang und mit seinen funkelnden schwarzen Augen in die verdunkelten Logen, das gefüllte Parquet bligte, dann pochte mehr denn ein Frauenherz stürmischer und mehr denn ein schönes Antlitz erglühte unwillkürlich und seine Besitzerin dachte: O, wenn Du mein wärest!

Und er war verheirathet. Ein bildhübsches Weib hatte er sich „an den Hals gesungen“, ein Weib, das würdig ihm zur Seite gestellt werden konnte und gleich ihm wohl den schönsten Beweis für die Vollkommenheit der Ebenbilder Gottes bildete.

Aber wie die Sonne den Schatten bedingt — ein abso- lutes Glück bot ihm seine — nebenbei gesagt, kinderlose — Ehe nicht. Denn sein Weib war ihm zu „seelenvoll“, zu sen- timental, zu wenig pikant, wie es die Künstlernatur selbst ist, und daher von anderen Naturen ebenso heischt, wenn ihr diese sympathisch sein sollen.

Bianca war eine einfache Bürgerstochter — hatte des- halb wohl so wenig Künstlerblut.

Was Wunder, daß die Beiden einander nicht verstanden, daß sie ihm nicht genügte und er sich für die Unzulänglich- keit seines Familienglückes schadlos hielt — außerhalb seiner „Familie“.

Er erachtete es für keine Sünde, die Huldigungen seiner schönen Verehrerinnen gebührend zu quittiren. Daß er darüber sein Weib naturgemäß a little vernachlässigte, störte ihn we- nig. Mußte sie nicht zufrieden damit sein, daß sie ihn über- haupt ganz besaß?

\*

Es war ein großer Künstler-Maskenball! Er ging na- türlich hin, sie blieb natürlich zu Hause.

Er glaubte anfangs sich mit einem Theater-Kostüm be- helfen zu können; allein in letzter Stunde wurde ihm die ge- wählte Maske durch irgend einen Zufall entzogen.

Er begab sich daher schleunigst zu einem Maskenverleiher.

— Mein Herr, sagte dieser, hier — eine Prachtmaske! Ein Husaren-Lieutenant hat sie eigens bestellt — da stürzt der Mann heute Früh mit dem Pferde und da er doch mit gebrochenem Schlüsselbein — —

— Schon gut, ich nehme sie!

Zwei Stunden später befindet er sich inmitten des feen- haften Festes als ein gold- und silberstrotzender Emir irgend eines phantastischen Reiches des Orients! Planlos schlenderte er durch das ihn unwogende glänzende Maskenmeer.

In seiner Rechten hielt er eine herrliche Marshall-Niel- rose, ein Prachtexemplar um diese Jahreszeit, welche er am Nachmittag, durch ihre Schönheit angezogen, aus dem Schau- fenster eines Blumenladens gekauft hatte.

Und sinnend führt er, um den Duft der Rose einzu- athmen, die herrliche Blume häufig an seine Halbmaske.

Da plötzlich trifft seine Schulter ein leichter Schlag. Er wendet sich um — vor ihm steht, seinen Kennerblicken die üppigen Formen ihres Oberkörpers preisgebend, verführerisch, sinnberauschend eine reizende Houri!

Er ist nicht überrascht; er betrachtet es wie selbstver- ständlich, daß ihm ein Gott zur rechten Zeit eine solche Huld- gestalt zugeführt hat.

Es wundert ihn nur ein wenig, daß die verlockende Türkin ohne viel Worte zu machen, ihn seitwärts, in ein Nebenzimmer führte.

— O Gott! beginnt sie hier mit einer Nachtigallen- stimme, die das Herz des Emirs in helle Gluth aufflammen läßt, — wie lang schon suche ich Dich, und welch' Glück, daß ich Dich endlich fand!

— So erwartetest Du mich?

— Du Böser, wie fragst Du nur? Mit einer Sehnsucht!

Und sie wirft sich ihm mit Ungestüm an die Brust, und zwischen die wogenden Hügel ihres schneeweißen Busens taucht sein flammender Blick! . . .

— Und die Maske? flüstert er begierig und will die seidene Hülle kosend von ihrem Antlitz ziehn.

— O, nicht doch, zwitschert sie bebend. Wozu das? Wir kennen uns ja! Sieh, ich befestigte sie in meinen Locken, ich ruinire mir die Frisur, wenn ich sie abnehme. Es geht ja auch so! . . .

Sie lächelt und sein Blut schießt ungestüm zum Herzen.

— Du hast Recht, spricht er.

Worauf sie, mit dem rothigen Finger die Maske weg- rückend, ihm ein schwellendes Lippenpaar darbietet.

Und er küßt und küßt und sie leeren den Becher der Wonne bis auf die Reige.

Als die Houri eine halbe Stunde später allein durch das Gewühl des Karnevals eilt, schwenkte sie leicht in der Rechten eine Marshall-Nielrose, ein Exemplar, wie es sich schöner nicht denken läßt und wie es vielleicht einzig sein dürfte um die Zeit des Karnevals.

\*

Als er am nächsten Morgen wie alltäglich, gelangweilt wie immer, beim Kaffee allein seine Zeitung liest, tritt das Dienstmädchen ins Zimmer.

Er allein — sie erschrickt!

— Die gnädige Frau! stammelt sie.

— Was ist mit ihr? fragt er. Sie schläft noch.

— O nichts, nichts. Ich dachte nur . . . ich wollte . . .

— Was wollten Sie? Was haben Sie da unter der Schürze?

— O nichts, nichts!

— Zeigen Sie!

— O, es ist nur ein Brief; er ward noch gestern gebracht! Die gnädige Frau war aber nicht da.

— Eine Schneiderrechnung jedenfalls! sagt er einfach und erbricht das Couvert.

Und er liest —

„ . . . also, daß ich heute Abend im Lazareth liege — —“

Er liest nicht weiter, er stürzt in das keusche Schlafgemach seiner Ehegattin.

Da lag sie, sanft schlummernd, hingegossen — wie eine Houri so schön, den Busen entblößt, und gefaltet darüber die Hände, welche eine Marshall-Nielrose hielten, ein herrliches Exemplar, wie es vielleicht einzig sein dürfte um die Zeit des Karnevals.

### Durch die menschenleeren Gassen . . .

**D**urch die menschenleeren Gassen  
Sind wir eilig hingeschritten —  
Und Du folgtest mir nach Hause,  
Halbberauscht von meinen Bitten.

Ach, das Bimmer war so stille  
Und die Nacht so warm und düster —  
Und in meinen Armen ruhest  
Du in süßem Liebesflüster.

Wie die Stunden uns vergangen  
Weiß ich nicht; von mir umschlungen  
Ist der Schlaf mit rosig'n Füßen  
Auf die Augen Dir gesprungen.

Alles, was ich leis' erflachte,  
Hast Du träumend mir gewähret —  
Und mir hat das Glück der Liebe  
Fast das sel'ge Herz verzehret.

F. H. Kanowski.



## Der Strick des Gehenkten.

Von Armand Silvestre.

I.

**H**err Durand war ein unglückliches Männchen hauptsächlich wegen seines fatalistischen Instinktes, welcher ihn fortwährend die Mißgunst des Schicksals wittern ließ. Er glaubte positiv, ein böser Stern verfolge ihn, und daß hämische Geister sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu quälen. Seine einzige Hoffnung war, daß eines Tages der Bann durch irgend ein unerwartetes Abenteuer gebrochen werden würde. Denn Herr Durand war ein kleinwenig abergläubig. Er hatte für den wohlwollenden Deismus Jean Jacques' eine souveräne Mißachtung, aber die Eigenschaften des Stricks des Gehenkten hatten seinen Geist oft beschäftigt. Von den kleinen Jungen, die in der Umgebung der Morgue Ball spielen, hatte er oft Stückchen solcher Stricke gekauft. Aber es war sehr wahrscheinlich, daß diese jungen Schlingel ihn betrogen und ihm ganz einfach abgenützte Schnüre von ihren Kreiseln geliefert hatten. Denn der Talisman hatte nicht gewirkt. In seiner Gläubigkeit erschüttert hatte Herr Durand einen Schwur gethan, nur mehr einem authentischen Stricke zu glauben, der von einem Gehenkten herrührt, welchen er selbst gesehen und betastet hat. Er führte häufig seine Frau, eine dicke Blonde, nach dem Boulogner Gehölz und verlor sich mit ihr in den Dickichten, nicht um dort flüchtigen Liebesgenüssen zu fröhnen, sondern weil er hoffte, dort auf einen gefälligen Selbstmörder zu stoßen. Allein er hatte Pech; das Schicksal versagte ihm hartnäckig diese Gunst.

Man stelle sich nun den Freudenschrei vor, welchen Herr Durand ausstieß, als er eines Morgens, in früher Dämmerstunde, das Fenster öffnend, zwei Beine sah, die über seinem Balkon schwebten. Ohne sich die Mühe zu geben, die Sache näher zu besichtigen, rief er:

— Victoire! Victoire! Ein Gehenkter ist da, im obern Stockwerk.

Und nachdem er hastig das Fenster geschlossen, schlüpfte er eilig in die Beinkleider.

— Ein Gehenkter? wiederholte Victoire, sich die Augen reibend. Wir wollen ihm zu Hilfe kommen.

— Keineswegs! entgegnete der unerbittliche Durand. Ich gehe zum Polizei-Kommissär. Man soll den Leuten ihren Willen lassen; übrigens ist es verboten, die Gehenkten zu berühren, ehe die Männer der Behörde erscheinen. Ich verbiete Dir daher, ein Wort zu sagen oder Jemanden zu rufen. Man könnte ihn uns noch stehlen.



Herr Durand stülpte seinen Hut auf den Kopf und eilte davon, nicht ohne vorher die Thüre zu verschließen, aus Furcht, daß man ihm seinen Schatz stehlen könnte.

## II.

Raum war er fort, als Victoire neugierig zum Fenster lief, es öffnete und den Kopf hinaussteckte.

— Madame! sprach eine flehende Stimme, lassen Sie mich bei Ihnen ein.

Und sie sah einen sehr fein gekleideten jungen Mann, der mit den Händen an dem Balkon des oberen Stockwerkes hing, müde und erschöpft, nahe daran, vom dritten Stockwerke abzustürzen, wenn nicht eine mildthätige Hand ihn aus dieser furchtbaren Situation befreite.

Victoire war ein gutes Geschöpf. Sie brachte einen Sessel herbei und indem sie denselben fest auf die eiserne Balustrade setzte, welche von außen das Fenster schützte, schob sie den zusammengesetzten Beinen des unbekanntes jungen Mannes einen Stützpunkt unter, so daß er mit einem Sage sich in das Zimmer schwingen konnte, wobei er sich auf die schönen, nackten Schultern Victoire's stützte.

Dem die junge Frau hatte nicht Zeit gehabt, ein Tuch auf ihren noch schlummernden Busen zu werfen.

— Madame! Sie haben mir das Leben gerettet, sprach der Graf von Saint-Ayoli. Nehmen Sie meine Huldigung entgegen.

Und der stürmische Edelmann eilte zur Thüre, nachdem er artig gegrüßt.

Ja, aber Durand hatte diesen Fall vorausgesehen und den Schlüssel in seiner Tasche mitgenommen.

— Mein Herr, Sie richten mich zu Grunde! rief Victoire außer sich. Mein Mann kann jeden Augenblick zurückkommen . . . Er glaubt, Sie wären gehenkt . . . Er ist den Polizei-Kommissär holen gegangen.

— Dann bedeutet meine Anwesenheit hier nichts Unzükömmliches, sagte der Graf von Saint-Ayoli kaltblütig.

— Warum nicht, wenn ich bitten darf?

— Sie werden mir gestatten, mich in Ihr Bett zu legen?

— Ah! Sonst nichts?

— Und wenn Sie Ihren Gatten kommen hören, werden Sie mir aus Leibeskräften den Bauch reiben und in den Mund blasen.

— Abscheulich!

— Das ist aber im höchsten Grade nothwendig. Ich denke, Sie werden Ihrem Gatten meine Anwesenheit hier nur so erklären, daß Sie mich losgebunden haben und bemüht sind, mich wieder zum Leben zu bringen.

— Das hat er mir ausdrücklich verboten! Und ich hatte Strupel . . .

Victoire wehrte sich aus Leibeskräften. Aber es ward daraus, was werden mußte. Es geht mich nichts an und auch Dich nichts, lieber Leser. Aber wenn Du meinen Eindruck wissen willst, muß ich sagen, daß ich zehn Minuten später für die Ehre des Herrn Durand nicht einen löcherigen Bagen gegeben hätte.

Während dieser rapiden Unterhaltung hatte der Herr Graf von Saint-Ayoli Zeit gefunden, seiner Befreierin zu

erzählen, wie er, ein Stockwerk höher, durch einen zur Unzeit heimgekehrten Gatten überrascht, durch das Fenster flüchten mußte, um seine Geliebte zu retten.

Ein Lärm und das Geräusch von Schritten im Treppenhause unterbrachen diese Vertraulichkeiten.

— Hierher, Herr Kommissär! sagte Herr Durand. Er muß noch warm sein.

## III.

— Unglückliche! rief der kleine Mann aus, als er, nachdem er die Thüre plötzlich geöffnet, seine Frau erblickte, wie sie über den im Bette ausgestreckten Vicomte gebeugt, dessen Bauch mit ihrem rosigem Patschhändchen bearbeitete.

— Gerettet! gerettet! rief Victoire, völlig gleichgiltig gegen die Wuth ihres Gatten.

Und ohne auf die Fragen des Letztern zu achten, erzählte sie dem Polizei-Kommissär mit großer Zungengeläufigkeit die zwischen ihr und dem Vicomte vereinbarte Geschichte.

— Madame, ich werde meinen Bericht erstatten, sagte der Beamte, und Sie werden unfehlbar die Rettungs-Medaille erhalten.

Durand war in heller Verzweiflung.

Der Herr Vicomte that sehr geschickt, als ob er allmählig das Bewußtsein wieder erlangte; dann mengte er sich in die Unterhaltung und pries in glühenden Worten die sorgfältige Pflege, welche Frau Durand ihm zutheil hatte werden lassen.

— Mein Herr, fragte plötzlich Herr Durand in trockenem Tone, wenn es nicht allzu indiskret wäre, wollten Sie mir wohl sagen, wo der Strick ist, mit welchem Sie sich erhängt haben?

Victoire ward leichenfahl.

Doch Herr von Saint-Ayoli war ein Mann, der auf Alles zu antworten wußte. Ohne einen Augenblick zu zögern, zeigte er Herrn Durand den Ledergürtel, mit welchem er gewöhnlich sein Beinleid festzuschnallen pflegte.

Herr Durand hob sorgfältig den Gürtel vom Boden auf.

— Erlauben Sie, daß ich ihn behalte, mein Herr?

— Mit großem Vergnügen, erwiderte der Vicomte.

— Im Grunde — dachte sich der kleine Mann — ist es vielleicht gar nicht nothwendig, daß der Mann todt sei und es genügt, wenn er sich erhenkt hat.

Einige Augenblicke später verabschiedete sich Herr von Saint-Ayoli von dem Ehepaar, indem er Herrn Durand fragte, ob er ihm nicht irgendwie nützlich sein könnte.

Herr Durand, welcher in der Staatsverwaltung diente, verhehlte dem Vicomte nicht, daß er gerne Bureau-Vorstand sein möchte.

— Sie sind es, mein Herr! erwiderte der Vicomte.

Und in der That: er war es. Zwei Tage später erhielt er seine Ernennung zum Bureau-Chef.

## IV.

Am Abende nach diesem denkwürdigen Abenteuer war Victoire eben im Begriffe einzuschlafen, als ihr Mann ihr sanft auf die Schulter klopfte.

— Höre mal, Liebste, ich hätte Dich etwas zu fragen.

— Sprich, mein Freund.

— Die Sache ist nämlich sehr heikel. Man behauptet, daß die Gehentken . . .

Er sagte den Rest so leise ins Ohr seiner Gattin, daß ich kein Wort davon wiederholen kann.

— Abscheulicher! rief diese. Sie denken immer nur an solche Unflätigkeiten. Was kümmert Sie Das übrigens?

— Pardon! es kümmert mich sehr, weil Du ihn gerieben hast. Schau, Du kannst es mir doch sagen.

— Nun denn, ja; Sie Neugieriger!

— Wenn dem so ist, wenn er alle Eigenheiten des Gehentken zeigte, dann ist doch gar kein Grund vorhanden, daß sein Strick nicht wirke.

Und in der That hatte niemals ein Talisman größere Wunder gewirkt. Alles gestaltete sich rosig in dem Leben des kleinen Mannes. Herr von Saint-Nyoli, der sehr schöne Verbindungen hatte, ebnete ihm alle Wege. Er wurde Abtheilungs-Vorstand und Offizier der Ehrenlegion. Darum möge der Leser mir glauben, daß er den Gürtel seines Wohlthäters sehr sorgfältig bewahrte. Alles gelang ihm fortan. Selbst sein Charakter änderte sich. Er war früher Menschenfeind und ist jetzt Opportunist. Ein herrlicher Spätsommer läßt ihn die abscheuliche Winterzeit von ehemals vergessen. Er verjüngt sich. Manchmal träumt er sogar, daß er gehentkt sei und Das macht seiner Frau immer viel Spaß.

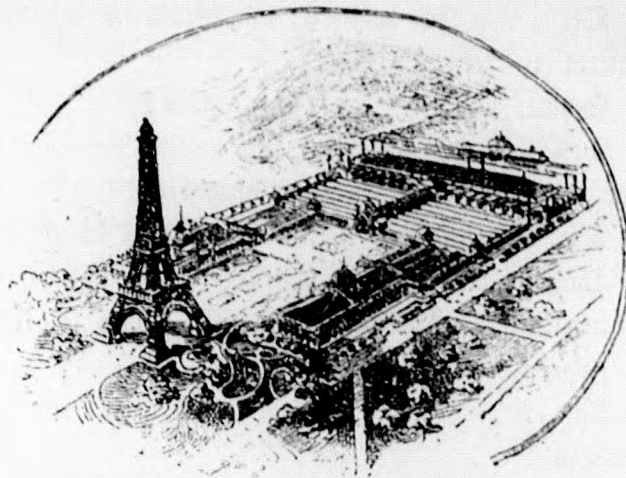


### Wenn Du gar zu sehr verliebt bist . . .

Wenn Du gar zu sehr verliebt bist,  
Schreibst Du auf ein Blatt Papier  
Wie es Dir um's schöne Herz ist —  
Und dies Blättchen zeigst Du mir.

Will ich dann die Wünsche lesen,  
Deckst Du d'rauf die Hand im Nu —  
Und gar bittend spricht Dein Mündchen:  
„Lies — doch mach' die Augen zu.“

F. H. Kanowski.



### Auf dem Eiffel-Thurm.

Humoreske von Pierre Veron.

#### I.

Wie ein Wirbelwind stürmte sie zu ihrer Freundin herein.

- Ach, Theuerste! . . .
- Wie verwirrt Du aussiehst! . . .
- Ich habe reichlich Grund dazu.
- Fasse Dich.
- Es ist unerhört!
- Was Du sagst?
- Und noch mehr!
- Oh! Du wirst mir doch erzählen . . .
- Ich bin nur deshalb gekommen.

Dieses hastige Zwiegespräch fand zwischen Laura Savordal und Juliette Bernis statt.

Es waren zwei Jugendfreundinnen, die einander niemals aus den Augen verloren hatten. Sie hatten vor drei Jahren in der nämlichen Stunde, aber in zwei verschiedenen Kirchen geheirathet. Seither verging kaum ein Tag, ohne daß sie einander sahen.

— Setze Dich vor Allem, Liebste, sagte Juliette. Willst Du Etwas nehmen . . .

- Nichts.
- Was konnte Dir so Außerordentliches widerfahren?
- So höre denn!

#### II.

Laura war ein allerliebstes Persönchen; sie hatte den wohlbegründeten Ruf einer bezaubernden jungen Frau. Die Züge hatten etwas Jungfräuliches. In der Toilette war sie eine vollendete Künstlerin. Doch ich darf mich bei Schilderungen nicht lange aufhalten; die Situation drängt.

Laura war wieder einige Male nervös durch das Zimmer gelaufen.

— Mein Mann darf nichts von diesem Abenteuer erfahren, sagte sie.

— Da kannst Du ruhig sein.

Laura hatte inzwischen ihren Hut, ihre verschürzte Jacke und ihre Handschuhe abgelegt.

- So . . . jetzt kann ich erzählen.
- Und ich bin ganz Ohr.
- Denke Dir, daß ich neulich einen bizarren Einfall hatte.
- Das kommt vor bei Dir.

— Ost . . . Ich beschloß, mit Einbruch der Nacht den Eiffel-Thurm zu besteigen.

— Schau, schau! . . . Ganz allein?

— Das will ich glauben! Ich wollte Paris zu meinen Füßen sehend mich der Träumerei hingeben.

— Die Literatur hat Dich immer stark beeinflusst.

— Das ist wahr . . . Als der Entschluß gefaßt war, galt es denselben durchzusetzen. Wie Du weißt, gibt es bei mir kein Zögern.

— Ach ja . . . Ich erinnere mich, als wir noch im Kloster waren . . .

— Laß mich fortfahren.

— Sind denn die Aufzüge noch in Betrieb?

— Freilich ja, wenn sie nicht gerade den Dienst versagen. Doch davon später. Ich nahm denn, wie gesagt, meinen Weg nach dem Marsfelde. Mein Mann war eben auf acht- undvierzig Stunden verreist. Er hat auf unserem Landstige im Nivernais einige Herstellungen anzuordnen.

— Ihr werdet dort den Sommer verbringen?

— Gewiß . . . Und Du wirst auch dahin kommen . . . Doch laß mich weiter erzählen.

— Du hast Recht; ich bin unausstehlich.

— Es waren nicht viel Leute da, denn es war die Dinerstunde. Im ersten Aufzuge saßen einige Personen, im zweiten fast Niemand, im dritten ich allein . . . Mein Traum schien sich zu verwirklichen.

— Du hast immer Glück.

— Danke. Du wirst ja sehen . . . In dem Augenblicke, da der Aufzug sich in Bewegung setzte, bemerkte ich, daß es eine Einsamkeit zu Zweien sei.

— Ah!

— In einem Winkel saß ein Herr . . .

— Ein hübscher Junge?

— Gar nicht übel.

— Jung?

— Natürlich.

— Du beunruhigst mich.

— Ach, unterbrich mich nicht immer!

— Gut, ich will mir die Lippen zerbeißen.

### III.

— Der Aufstieg währte seit einigen Minuten . . . Mein Gefährte betrachtete mich heimlich. Ich that, als sähe ich nichts, aber ich sah es sehr wohl.

— Diese Dinge entgehen uns nie.

— Richtig . . . Plötzlich gab es einen Stoß.

— Was gab's?

— Einen plötzlichen Stoß.

— Du erschreckst mich.

— Etwas war aus den Fugen.

— Und Ihr sielet?

— Dann wäre ich doch nicht hier.

— Das ist wahr.

— Im Gegentheil: dank der Sicherheits-Bremse blieben wir hängen.

— Ausgezeichnet, diese Bremse!

— Doch jetzt kam das Fatale. Als man die Vorrichtung wieder in Bewegung setzen wollte, ging's nicht.

— Und dann?

— Es wollte absolut nicht gehen . . . Es mußte eine größere Ausbesserung vorgenommen werden und dies konnte erst am folgenden Tage geschehen.

— Mein Gott! mein Gott!

— Das rief man mir durch ein Schallrohr von der zweiten Plattform zu; oder vielmehr: man rief es uns zu, denn der brünette Herr war noch immer da.

— Ach ja, daran hatte ich vergessen. Eine seltsame Komplikation!

— Er benahm sich übrigens sehr respekt- und taktvoll.

— Dein Lob scheint ein überzeugtes zu sein.

— Ja, das ist es.

— Vollende; aus Barmherzigkeit, vollende!

### IV.

Ihres Effektes sicher wollte Laura sich denselben, im Gegentheil, für den Schluß aufsparen.

Sie wartete eine Weile und fuhr dann fort:

— Ich mußte mich darein fügen . . . Gegen eine höhere Gewalt gibt es keinen Widerstand.

— Dich fügen bis zum folgenden Morgen?

— Leider ja! . . . Das Panorama war übrigens sehr schön . . . Ich bewunderte . . . Mein Gastgenosse bewunderte ebenfalls . . . und wir tauschten unsere Eindrücke aus.

— Ah! Ihr tauschtet schon aus?

— Mein Gott! in einem solchen Falle hat man schnell Bekanntschaft geschlossen. Und dann . . . die finstere Nacht . . . Zu unseren Füßen wimmelte das in Dunst gehüllte Paris . . . Es war ein ganz neues Gefühl, plötzlich unterbrochen durch das Entzünden der elektrischen Beleuchtung.

— Wie?

— Die Beleuchtung war nicht wie der Aufzug: sie funktionirte. Von Zeit zu Zeit sandte der kreisende Leuchtturm uns einen Strahl zu. Und dann schaute von unten die Menge herauf, als ob sie benachrichtigt worden wäre.

— Wahrscheinlich hatte die Nachricht von dem Unfalle sich verbreitet.

— Ohne Zweifel . . . Das war der zweite Akt.

— Hat es deren noch mehr gegeben?

— Einen dritten . . . den längsten.

Laura machte eine Pause. Man merkte, daß die Erinnerung sie mächtig bewege.

— Die Elektrizität war erloschen. Wieder umgab uns die Nacht, noch finsterner denn früher. Mein Gefährte — ein wahrer Gentleman — beruhigte mich nach besten Kräften.

— Ah! nach besten Kräften.

— Er besaß eine ganz eigenartige Beredsamkeit . . . Erinnerungen, Reisen, Anekdoten . . .

— Armes Kind! Und wie lange hat Das gedauert?

— Gif Stunden.

— Gif Stunden!

— Mit Tagesanbruch begann man zu arbeiten. Um zehn Uhr waren wir befreit . . .

— Wie lange hat Dir die Zeit werden müssen!

- Gewiß.
- Nun, was vorüber ist vorüber. Du hast nun eine komische Geschichte in Deinem Repertoire.
- Du sagst ganz richtig: komisch.
- Das ist wenigstens eine Entschädigung.
- Spötterin!
- Und hast Du keinen Schaden genommen?
- Nein.
- Die Nächte sind jetzt schon kühl.
- In der That.
- Was hast Du gethan, um nicht zu frieren?
- Oh, Das ist unser Geheimniß! rief Laura unbesonnen aus.

### Paraphrasirte Sprichwörter.

Von Titanello.

Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist.  
Sage mir, mit wem Deine Frau umgeht, und ich will Dir sagen, was Du bist.

\*

Viele Köche verderben den Brei.  
Viele Hausfreunde verderben die Köchin.

\*

Wie der Herr, so der Dienr.  
Wie die Zofe, so die Herrin.

\*

Wer in einem Glashaue sitzt, den werie nicht mit Steinen.  
Wer selbst verheirathet ist, mache sich über keinen Hahnrei lustig.

\*

Gelegenheit macht Diebe  
Gelegenheit macht Kinder.

\*

Geschwindigkeit ist keine Hexerei.  
Heute heirathen und morgen Vater werden, ist keine Hexerei.

\*

Mit Speck fängt man Mäuse.  
Mit Brillanten fängt man (Vallet-) Ratten.

\*

Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln.  
Die fadeften Gecken machen die schönsten Mädchen dick.

\*

Keden ist Silber, Schweigen ist Gold.  
Küssen ist Silber, was dann folgt, ist Gold.

\*

Vom Dohen kann man nicht mehr als Rindfleisch verlangen.  
Von einer „Hirschkuh“ kann man nicht mehr als Wildpret verlangen.

\*

Geschenktem Gaul sieht man nicht in's Maul.  
Wenn Einem eine Dame ihre Gunst schenkt, fragt man sie nicht nach ihrer Unschuld.

\*

Wie man säet, wird man ernten.  
Wie Du säest, wird ihr Mann ernten.

\*

Jung gewohnt, alt gethan.  
Als Kinder spielen sie Mann und Frau, als Erwachsene spielen sie es weiter.

\*

Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.  
Gegen Dummheit kämpft ein Adonis selbst vergebens.

\*

Jugend hat keine Tugend.  
Eine „Tugend“ hat keine Jugend.

### Die Sphinx.

Von W-eh.

Fünf Stunden Eisenbahnfahrt in Aussicht — wie entsetzlich! Fünf lange Stunden, einsam und allein, eingepfercht in ein Coupé für Nichtraucher, daher ohne den träumerischen, über die Dede des Augenblicks hinwegtäuschenden Rauch der geliebten Havanna — noch entsetzlicher! Aber warum allein? Warum in einem Coupé für Nichtraucher? — Nun, weil ich von jeher solch ein verliebter Narr gewesen, der kein Weib ansehen kann, ohne ihrer zu begehren.

Saß ich da friedlich im Wartesaal meiner Abfahrtsstation und grübelte über die zweckmäßigste Ferieneintheilung resp. darüber nach, welcher Ort die Ehre genießen solle, mich während vier Wochen zu beherbergen, als plötzlich ein zu Boden fallender Schirm mich diesen interessanten Reflexionen entriß. Aufspringen, hineilen und den Schirm seiner Besitzerin mit einer leichten Verbeugung überreichen war das Werk eines Augenblicks und da, da war das Unglück geschehen. Zwei langbeseidete Wimpern öffneten sich zu einem dankenden Aufschlag. Matt fielen sie wieder zurück, um ein Meer von unergründlicher Tiefe zu verschleiern, ein Meer, in dem es wild durcheinander wogte, Himmel und Hölle zugleich widerspiegelnd. Es war nur ein einziger Blick gewesen, aber, während er blickartig an meiner Gestalt hinunter glitt, ließ sein Reflex mich von ahnungsvollen Schauern durchrieseln. Mein Schicksal war besiegelt, mein mußte es werden dieses Ensemble von liebeheischender Fülle, mein, mein, koste es was es wolle! In diesem Vorsatze folgte ich der mit wiegenden Hüften zum Billetschalter Voranschreitenden und löste mir dasselbe Billet wie sie; in diesem Vorsatze verwendete ich auch den Rest der Wartezeit zum Erhaschen eines verheißenden Blicks und zum Erträumen von wildheißen Szenen, in welchen das Knistern schwerer Seide verrauschte in schwerausklingenden Seufzern.

Endlich ward der Zug abgerufen. Rasch noch einen sprechenden Blick auf mein Vis-à-vis geworfen und dann sich eines leeren Coupés versichert. So, das wäre geschehen, hier der Thaler soll den Schaffner zum Hüter meines Glücks stem-peln, — aber wo bleibt sie denn? — Sollte ich mich etwa in ihren Geberden geirrt haben, ich, der ich mir auf meine Weiberkenntniß soviel einbildete? — Schon tönt das letzte Abfahrtsignal, noch ist ihre üppige Gestalt nirgends zu sehen. Doch, da erscheint sie endlich — am Arm eines Fremden. Eine Coupéthür öffnet sich, sie schließt sich wieder, noch ein Pfiff und der Zug setzt sich in Bewegung. Ich bin einsam in



— Die neuen Handelsverträge taugen nichts, Herr Abgeordneter!  
 — Warum?  
 — Die Caviar-Einfuhr muß freigegeben werden!



— Im Leben gibt es doch keine so idealischen Frauen wie in den Romanen!  
 — Ach ja, Schätzchen; man muß nur recht zu suchen wissen.

meinem Coupé für Nichtraucher und zwei Wagen weiter schwelgt wohl bereits ein Anderer in Reizen, die ich mein gewöhnt.

Es dauerte einige Zeit, ehe ich mich aus meiner Verblüffung erholt hatte. Wie konnte ich mich aber auch so täuschen? Lächerlich, ich und mich täuschen in einem Frauenzimmer! Das war unmöglich. Und doch sprach wenigstens im Augenblick Alles dafür, daß ich mich selbst an der Nase herumgeführt hatte, bis endlich der spätere Aufenthalt in dem auf obige Weise zu meiner Ferienresidenz designirten Badeorte mich von diesem peinlichen Gefühl erlöste. Vorläufig freilich durfte der Unbekannte, wie ich später erfuhr, ihr Gatte, noch ungestört seine Herrenrechte genießen.

Es war denn mein ganzes Sinnen und Trachten lediglich auf die nächste Station gerichtet, wo ich den Zug und mit ihm die „Falsche“ verlassen wollte. Aber da konnte ich warten; Minute auf Minute verstrich ohne das ersehnte Haltesignal, und ein Blick in das Kursbuch belehrte mich endlich, daß auf gleiche Weise mindestens noch eine Stunde verfließen müsse.

Da die Landschaft gar keine abwechselnden, fesselnden Bilder bot, blieb mir schließlich nichts anderes übrig als meine Reiselektüre hervor zu kramen und mich in ihren prickelnden Inhalt zu vertiefen. Prickelnd nicht etwa deshalb, weil die Schreibweise der geschilderten Scenen besonderes Raffinement in der Darstellung zeigte, sondern lediglich aus dem Grunde, daß der betreffende Anonymus sich so alltägliche Sujets gewählt hatte, daß fast jedes sich mit mehreren persönlichen Erfahrungen vergleichen ließ.

Dergestalt stieg manche tolle Scene der Vergangenheit aus dem Schutt des Vergessens, alte Gluthen lohten wieder auf und ihr heißer Hauch ließ das Blut schneller durch die Adern schießen, schneller als es die banalen Zeilen der „Pikanten Lektüre“ eigentlich verdienten. Ja, meine Aufmerksamkeit wurde durch dergestaltiges Zurückträumen verflorenen Glücks in einem so hohen Grade in Anspruch genommen, daß ich es gar nicht bemerkte, wie der Zug hielt und ein Reisegefährthe einstieg.

Längst hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt, da wurde ich erst auf meinen Mitpassagier aufmerksam gemacht. Als ich nämlich eine möglichst drastische Illustration betrachtete und um die bei der tollen Scenerie durchgehenden Gedanken zu sammeln, das Buch aufgeschlagen auf meinen Schoß sinken ließ, da belehrte mich ein undefinirbares „Aber!“, daß ich nicht mehr allein in dem Coupé war.

Erstaunt blickte ich auf. Mir schräg gegenüber lehnte eine sehr schlanke Dame in den weichen Polstern und blickte mir mit ihren grauen, kalten Augen so ruhig ins Gesicht, daß ich fast glauben mußte, das „Aber!“ mir nur eingebildet zu haben, oder wenigstens diesem unter den begleitenden Umständen gewiß recht ominösen Wörtchen eine andere Ursache zu Grunde legen zu müssen.

Ob die Fremde hübsch gewesen? — Gott, ich weiß es selber nicht. Das Einzige was mir von ihr in Erinnerung geblieben, war ihre auffallende Größe, die mir noch zu einem ganz eigenartigen . . . doch ich will nicht vorgreifen.

Im damaligen Augenblicke sah ich in meinem Gegenüber

weiter nichts als das Weib, das mit mir, dem Manne durch ein glückliches Ungefähr allein in einem Coupé saß, während der Zug wieder einundeinehalbe Stunde rastlos durch die wenig bevölkerte Gegend dahin flog.

Ich glaube kaum, daß unter anderen Umständen dieses kalte, ruhige Gesicht geeignet gewesen wäre, meine Aufmerksamkeit auch nur für Augenblicke zu fesseln, so jedoch wirkte vor Allem das räthselhafte „Aber!“ auf meine Neugierde und ich beschloß zu versuchen, ob diese Sphinx nicht etwa doch ein menschliches Herz unter ihrer marmornen Hülle trage.

Ich begann deshalb möglichst zweckmäßig, nämlich so, daß mein Vis-à-vis sicher den gleichen Genuß haben konnte, die pikanten Illustrationen des Büchleins zu studiren. Richtete ich diesen Wink mit dem Zaunpfahl an eine falsche Adresse, so konnte ich bei dem strengen Munde dort drüben sicher sein, daß er sich derlei Ungeniertheiten baldigst verbitten würde.

Nichts dergleichen geschah, im Gegentheil: als ich mit einem verstohlenen Seitenblicke das Steinbild streifte, sah ich die kalten, grauen Augen ruhig aber aufmerksam auf die eine, an Nudität nichts zu wünschen übrig lassende Illustration gerichtet.

Diese Ruhe reizte mich, sie empörte meine persönliche Eigenliebe im höchsten Grade. War ich denn für Die dort in der Ecke kein Mann, daß sie sich so gelassen mit mir galante Scenen betrachten durfte. Einer plötzlichen, glücklichen Eingebung Folge leistend, klappte ich rasch das Buch zu, indem ich mich gleichsam erschrocken darüber stellte, daß eine Dame Zeugin meiner erotischen Lektüre gewesen.

Man denke sich mein Erstaunen:

„Aber, warum lesen Sie denn nicht weiter?“ — tönte es kalt und ruhig zu mir herüber, ungefähr so als wenn man fragen würde: „Aber warum schließen Sie denn nicht auf der Zugseite das Fenster?“

Na, da hörte denn doch Verschiedenes auf; dieser Indifferentismus gegen das ewig „Männliche“ war ja himmelschreiend, der mußte tüchtig bearbeitet werden und mit einem: „Ach ja, das Buch ist ganz nett, vielleicht darf ich ein klein wenig Vorleser spielen?“ nahm ich einen entschiedenen Anlauf.

„Bitte!“ tönte es mir ganz wie oben zurück und mein ob solcher Behandlung kochendes Blut gewaltsam zur Ruhe zwingend, machte ich mich an das Vorlesen der prickelndsten Erzählung.

Wie sehr ich jedoch auch meine Phantasie zu Hilfe nahm, um die ohnehin schon genügenden Schilderungen noch effektvoller zu gestalten — bei dem Steinbild da drüben half das Alles nichts. Ruhig und gelassen, als ob es sich um eine Reisebeschreibung handelte, blickten die grauen Augen zu mir herüber.

Ich fühlte, wie meine Pulse schneller und schneller jagten, und immer glühender gestalteten sich die Bilder. Dieses Vorlesen mit Ausschmückungen des hier und dort zu dürftigen Textes erforderte aber ungetheilte Aufmerksamkeit. Wie erschrad ich daher, als ich, eine Pause im Lesen machend, aufblickte und entdeckte, daß sich mein Vis-à-vis erhoben hatte und jetzt zum Fenster hinaus sah.

„Donnerwetter! sollten der Sphinx die Geschichten denn doch zu dumm geworden sein?“ — reflektirte ich eben. Da

belehrte mich ein gelassenes „Aber, warum lesen Sie denn nicht weiter?“ — eines Besseren.

Nun war aber mein Geduld erschöpft; wohl las ich noch weiter, aber bei jedem weiteren Worte brachte meine nun kühn gewordene Hand die Gegenwart immer mehr in Einklang mit den Schilderungen des Buches. Ruhig blickte die Sphinx in die öde Landschaft, ruhig und aufmerksam musterten die kalten, grauen Augen jeden vorüberfliegenden Weidenstumpf und nur manchmal, wenn zur Begräunung eines Hindernisses nothgedrungen meine Augen vom Buche abschweiften und dergestalt eine kleine Pause im Vorlesen eintrat, mahnte ein ruhiges „Aber, warum lesen Sie denn nicht weiter?“ den Säumigen, bis endlich eine Generalpause eintrat — — — — —

„Aber, warum lesen Sie denn nicht weiter?“ — tönte es gleich ruhig wie zuvor vom Fenster.

\*

Wer die Sphinx gewesen? — Ich weiß es nicht. Auf der nächsten Station, die wir bald erreichten, erwartete die Räthselhafte ein sehr würdiger, ganz in Schwarz gekleideter Herr, der sein „getreues Weib vielmals willkommen hieß“ und den die Umstehenden achtungsvoll grüßten . . .



Unter Taschendieben.

— Der Winter ist doch eine böse Zeit!

— Wieso?

— Alle Leute haben die Hände in den Taschen: wie will da ein Anderer hinein!

\*

Schwiegermütterliches.

Frage: Worin unterscheidet sich die Schwiegermutter vom Meere?

Antwort: Sie geräth in Aufruhr, aber sie besänftigt sich nicht wieder.

\*

Schwierig.

Die kleine Cocotte Zizi las neulich in einem Buche, daß die Nacht in der Polarregion 3400 Stunden dauere.

Sie sinnt eine Weile nach und sagt dann seufzend:

— Himmel! wer hält Das aus?

\*

Tröstlich.

Eine junge, hübsche Wittwe, die rasch nach einander drei Gatten zu Grabe getragen hat, befand sich neulich auf dem Kirchhofe, begleitet von einem jungen Manne, der ihr einst den Hof gemacht, aber nicht gewagt hatte, sich zu erklären.

— Ach, mein Freund! sagte die Wittwe schluchzend, — ich würde jetzt Sie beweinen, wenn Sie mehr Muth gehabt hätten!

\*

Vor dem Theater.

Eine sehr dicke Dame will sich durch die Menge drängen, um früher an die Kasse zu kommen.

Da sagt ihr ein Junge aus der Gesellschaft:

— Warten Sie doch, Madame, bis der lenkbare Luftballon erfunden ist.

\*

Tristig.

— Warum nehmen die Mormonen so viele Weiber?

— Weil sie hoffen, daß es unter den vielen doch wenigstens ein gutes geben werde.

\*

Von der Straße.

Die kleine kokette Frau A. geht mit ihrer Tante, einer alten, häßlichen, einäugigen Person spazieren.

— Mach' es wie ich, mein Kind, rath' ihr die Alte, — wenn sie mir auf der Straße nachsteigen, wende ich mich um, werfe ihnen einen Blick zu und sie verduften . . .

\*

Kinder mund.

Madame hat ihre Balltoilette beendet und ist mit sich sehr zufrieden.

— So, Betty, jetzt meinen Mantel, sagt sie.

— Aber Mama! ruft das kleine Pottchen, Du vergißt ja Dein Leibchen!

Kurzichtig.

Humoreske von Jean Nihilus.

Raimund von Vaine ging in der Rue Royale auf und ab und rauchte dabei eine vorzügliche Zigarre. Ein Blick auf diesen Mann genügte, um zu sehen, daß dies ein Glücklicher der Erde sei; und diese Meinung hatte von sich auch Raimund selbst. Ja gewiß, er hatte das Gefühl, daß er ein Sonntagskind sei; fünfunddreißig Jahre alt, eine eisenfeste Gesundheit, das Temperament eines nordischen Herkules; überdies mit Rententiteln reichlich versorgt, dagegen mit wenig Gewissen und gar keinen Vorurtheilen behaftet; er besaß — gleich vielen Anderen — ein Fünftchen Geist; er war der Gatte einer sehr schönen Frau, die ihn zum Vater von zwei reizenden Babys gemacht hatte; endlich hatte diese Ehe mit seiner Base die Reichthümer zweier Familien in seiner Hand vereinigt.

Gewiß, Raimund war ein bevorzugter Sterblicher; da gab es nicht den kleinsten schwarzen Punkt am Horizont. Zwar war seine Frau zu kalt, zu fromm; doch er konnte für die Strenge seines Ehelebens Ersatz suchen in dem japanesischen

Boudoir von Mini Chiffon, dieser köstlichen Pariser Frucht, die nicht schön war, aber schlimmer als das, mit ihrem munteren, von wirren Locken umrahmten Gesichtchen, ihrem roth-blonden Haar und dem rothen Zünglein, das wie ein lebendiges Gewürz immer in den Mundwinkeln zuckte.

Mini hatte allerdings nicht die großen, schwarzen Augen der Gräfin, diese großen, tiefen, ruhigen Augen, so ruhig, daß sie zwei zugefrorenen Seen glichen; aber die ihrigen — mit ihrem unbestimmten Grau — glänzten im Feuer aller Verdorbenheiten, und wenn ihr Näschen an klassischer Korrektheit nicht mit jenem der Gräfin wetteifern konnte, so hatte der Nasenstüber, der es aufgeschürzt, zugleich in ihre Wangen zwei reizende Grübchen gegraben, welche Raimund mit seinen Küssen auszufüllen liebte.

Raimund setzte in Gedanken den Vergleich zwischen seiner Frau und seiner Geliebten fort, während er die Straße maß, die schönen Schaufenster bewunderte und sich an dem Anblick der Frauen ergötzte, die an diesem schönen Winter-Nachmittag die Rue Royale belebten.

Graf Raimund war sehr kurzichtig und trug einen Klemmer, was ihn zu gewissen Kühnheiten im Schauen und Tasten berechtigte, über welche er sich ganz und gar nicht beklagte.

Der Anblick eines Ladens, wo prachtvolle Strümpfe von gestickter Seide auf hölzernen Waden mit herausfordernden Rundungen prunkten, erinnerte ihn an eine eheliche Scene, die am Morgen desselben Tages stattgehabt. Als er wie ein Wirbelwind in das Toilette-Zimmer seiner Gemahlin, der Gräfin Jane stürmte, fand er diese in feuerrothen Unterkleidern und — welch' bizarre Laune! — ihre nervigen Beine waren mit stahlgrauen Strümpfen bekleidet, welche in geradezu täuschender Weise einem Panzerkleide glichen.

Durch den Anblick dieser Teufelin mit dem Engels-Angesicht entzündet, hatte Raimund versucht, ein kleinwenig zu scherzen; doch ein strenger Blick seiner Gemahlin ließ ihn zurückweichen.

Für diesen Mißerfolg am häuslichen Herde tröstete er sich, indem er Mini besuchen ging, die nichts sehnlicher wünschte, als ihm zu jeder Stunde des Tages und der Nacht den gestirnten Himmel ihres Bettes zu zeigen.

— Schließlich, sagte sich der Graf von Vaine, indem er die Vorgänge des Morgens nochmals Revue passiren ließ, — schließlich: wenn Jane kalt zu mir ist, so ist sie es auch zu Anderen und das ist eine Gewähr ihrer Treue. Um mich zu erwärmen, dazu ist der Gluthofen Mini da; freilich muß ich dieses Feuer mit Bankbilleten nähren, die sie schleunigst in Brillanten und Spitzen umwandelt, aber ich will doch lieber Seide streicheln, als ein Stahlnetz bekämpfen.

Während er so monologisirte, erreichte Raimund die \*Straße, wo sein vertrauter Freund Jacques d'Arce wohnte. Da er nicht wußte, wie er bis zur Klubstunde die Zeit todtschlagen solle, lenkte er seine Schritte nach dem gastfreundlichen Hause, wo er so oft ganze Stunden damit hingebracht hatte, von den tausend Nichtigkeiten des eleganten Lebens zu plaudern, wobei man von den Pferden zu den Frauen, von dem letzten Artikel der „Vie parisienne“ zu dem jüngsten Duell, von der en vogue befindlichen Operette zu dem Mißgeschick des Prinzen J. mit großer Leichtigkeit überging.

Vor dem Hause Nr. 9 sah Raimund einen Fiaker halten und aus demselben eine ganz schwarz gekleidete und tief verschleierte Dame aussteigen. Ohne Zweifel hatte sie den Kutscher im voraus abgelohnt, denn der Wagen fuhr sogleich im Galopp davon: allein in dem Wirbel der Räder der verschleierten Dame hatte Graf Raimund die stahlschimmernden Strümpfe seiner Frau erkannt.

Der derbste Fluch, den ein Gatte ausstoßen kann, entfuhr den Lippen des Grafen; er stürzte der Unbekannten nach, eilte wie toll die Treppe hinauf und riß an der Thüriglocke des Jacques d'Arce, daß es durch das ganze Haus hallte.

Jacques selbst kam, um ihm zu öffnen.

— Meine Frau! . . . heulte der Unglückliche.

— Ist sie vielleicht krank? fragt Jacques theilnahmsvoll.

— Sie ist hier, Elender! Heraus, Madame! Ha, Spießbübchen, ich werde Sie tödten! wetterte der Graf im Crescendo.

Jacques stieß einen Schrei aus.

— Ach, mein Freund! Solltest Du mich verdächtigen? Das wäre schlecht, sehr schlecht von Dir. So an meiner Freundschaft zu zweifeln! Ja, es ist eine Frau hier, aber nicht die Deinige. Unmöglich hast Du sie erkennen können.

— Nein, ich habe ihr Antlitz nicht gesehen, aber ich habe ihre stählernen Strümpfe gesehen, — einzige Strümpfe, wie sie mir sagte.

— Du bist ein Narr, mein Lieber; übrigens warte . . .

Der junge Mann stürzte aus dem Salon und kam eine Minute später wieder zurück.

— Raimund, sagte er, die Frau, die sich hier befindet, ist die Frau eines uns gemeinsamen Freundes; dies heißt mit anderen Worten, daß ich Dich ihr Antlitz nicht sehen lassen kann. Aber sie willigt ein, Dir ihren Fuß zu zeigen, was Dich überzeugen wird, daß Du schlecht gesehen hast. Schau!

Durch den Spalt der Portièrre von dunklem Sammt wurde ein Bein herausgestreckt, ein ideales Bein mit hochstehender Wade, schön geformtem Fuße und feinem Knöchel; dieses Wunder war eingeschlossen in einen Strumpf von rosa Seide, von solcher Feinheit, daß er Eins war mit dem Fleische; ein Aschenbrödel-Schuh bekleidete das winzige Füßchen.

Raimund betrachtete das Bein und rief dann aus:

— Oh, Verzeihung, mein theurer Freund! Es ist nicht meine Frau. Die hat lange kein so schönes Bein! Unter uns: ist's nicht Frau von Métry? Ach, was wäre das für ein guter Spaß! Ich will sogleich in den Klub, um mir das Haupt ihres gehörnten Gatten zu betrachten. Also, auf Wiedersehen, glücklicher Don Juan! Wenn die oberen Stockwerke Deiner Eroberung dem Erdgeschoß und dem Zwischenstock an Werth gleichkommen, wirst Du Dich nicht langweilen, mein Junge!

Und er entfernte sich laut lachend.

Kaum war er draußen, als Jane hell lichernd aus ihrem Versteck hervorspürte, in der einen Hand die Stahlnetz-Strümpfe haltend, mit der anderen Hand ihre Röcke über ihre schönen, nackten Beine aufschürzend.

Ihre Augen leuchteten in einem Feuer, welches ihrem Gatten ganz fremd war; sie warf sich Jacques an den Hals und rief:

— Komm und schau nach . . . Ich habe den Tricot am ganzen Leibe.

## Leiden der Liebe.

„Reisen willst Du, mein Geliebter?  
„Bleib', o bleib', ich bitte Dich!“  
Also flehte eine Schöne,  
Schmeichelnd, weinend bitterlich.

Doch den Schmerzen nicht gewachsen,  
Sinkt sie in der Ohnmacht Nacht.  
Langsam kehrt Besinnung wieder,  
Und des Auges Glanz erwacht:

Freudig Schimmern ziert die Wangen  
Bei des Liebsten Gruß und Blick,  
Und der Mund fragt matt und müde:  
„Bist Du lange schon zurück?“

Ludwig Goldoni.



## Fliegende Blätter.

Von Catulle Mendès.

VI.

### Die zwei Liebhaber.

In einem Stifte adeliger Fräulein, wo die Hausregel — wie erzählt wird — den Gebrauch von Pantoffeln von blaßrosa Satin vorschrieb, (was aber sicherlich ein Irrthum ist, denn was man für Pantoffeln von blaßrosa Satin hielt, waren die nackten Füße der Nonnen) gab es eine kleine Novize, die zwei Liebhaber hatte. Der Eine hieß Gaston, der Andere Henri. Gaston war ein Distelfink, welchen sie bei Eintritt des Herbstes in der Allee — halb todt in Folge eines Windstoßes — aufgelesen hatte; Henri war ein Rothkehlchen, welches an einem Wintermorgen durch das halb offene Fenster in den Schlafsal geslogen war. Und die Novize war sehr glücklich mit ihren zwei Liebhabern, zwischen welchen sie ihre

Zärtlichkeiten ehrlich theilte. Niemals küßte sie den Schnabel Gaston's, ohne den Schnabel Henri's zu küssen; wenn sie, den Brustschleier zurückschlagend, Henri an ihre linke Brust legte wie in ein Nest von warmem Schnee, ermangelte sie niemals, Gaston an ihre rechte Brust zu legen, wie in ein Nest von warmem Schnee; und zur Nachtzeit zog sich jedes unter einem Arme zusammen, in einem Nestchen von goldigem Moose. So wohl gehegt und gepflegt bezeugten sie ihr ihre Dankbarkeit durch helles Gezwitzchen, durch Streicheln ihrer Haut mit ihren kleinen Flügeln, durch niedliches Schnäbeln, wobei sie ihre Lippen ohne Zweifel für Vogelkirschen hielten; und überall, im Speisesaal, im Betsaal, am Beichtstuhle, hatte sie ihre geflügelte, zwitschernde Liebkosung nahe, die sie bezauberte. Sicherlich fühlte sie manchmal Gewissensbisse. Zwei Liebchaften sind viel für eine junge Person, besonders für eine solche, die dem himmlischen Bräutigam verlobt ist. Allein ihre Freuden waren so unschuldig, daß sie nicht lange glauben konnte, es seien Sünden. Wenn Gaston sein Gefieder schüttelte, wenn Henri ein Gezwitzchen vernehmen ließ, so stimmte sie dies wieder freudig. Und ihr Glück wäre endlos gewesen, wenn es dem Frühling nicht eingefallen wäre, die Sonne an das Firmament zu setzen und die Zweige in Blüthenschnee zu kleiden. Durch ein halboffenes Fenster entfloß der Distelfink, in den Händen der Novize nichts als ein goldiges Flaumfederchen zurücklassend. Das Rothkehlchen nahm seinen Flug durch eine offen vergessene Thür und ließ in den Händen der Novize nichts als eine rosige kleine Feder zurück. Anfänglich hoffte sie, sie würden wiederkehren; sie wollten sich nur einige Augenblicke im Lichte und im Dufte des April zerstreuen; Das ist nur natürlich, aber sie würden sicherlich wiederkommen. Als sie am folgenden Tage im Klostersgarten sich erging, erkannte sie sie wieder, Gaston in einem wilden Rosenbusch, Henri im Epheu einer Mauer. Sie lief hinzu und rief sie. Ach, sie waren nicht allein. Mit einem Zittern ihrer Flügel, welches über ihre Absichten keinen Zweifel übrig ließ, machte das eine sich um ein Rothkehlchen-Weibchen zu schaffen, das sich mit kofferter Miene streicheln ließ, das andere um ein Stieglitzweibchen, welches das Geschnäbel in schamloser Weise erwiderte. Die undankbaren Liebhaber betrogen die kleine Novize und vergaßen sie. Da ward sie schwermüthig und krank und mußte sich zu Bett legen. Sie weinte immerfort und wies jede Arznei zurück. Sie hatte nur den einen Trost, daß sie unaufhörlich die zwei Federn küssen durfte, die sie ihr zurückgelassen hatten. Und eines Morgens — schon dämmerte der Tag — starb die Aermste. Doch in dem letzten Seufzer, der den Lippen des Kindes entschwebte, nahm ihre kleine Seele die rosige und die goldige Feder mit.

VII.

Die letzte Schminke.

In dem blau- und malvenfarbenen Gemache, einem wahren Neste von Peluche, Bändern und Spitzen, in dem flimmernden, ersterbenden Lichte einer Nachtlampe von rosa Kristall, über welche ein Blumengewinde seinen Schatten warf, (durch die Fenstervorhänge drang auch schon das Dämmerlicht des Morgens herein) lag sie auf ihrem blutbenetzten Bette,

mit einem Messer in ihrer Brust, das bis ans Hest in die Wunde gestoßen worden. Wer hatte sie so schön, so jung ermordet? Wer hatte so wenig Mitleid mit diesem langen Haar von leichtem Golde, mit diesem kleinen Munde, mit diesem festen, lilienfrischen Busen? Ei, Niemand würde es gewagt haben, dieses anbetungswürdige Weib zu tödten! Sie selbst hat sich das Messer in den Leib gestoßen. Verrathen und verlassen hat sie das Leben mißachtet und ohne ein Zögern im Herzen, ohne ein Zittern in der Hand, hat diese zarte Welt-dame — dieses aus eitel Frivolität und Empfindsamkeit zusammengesetzte Wesen — den grauenhaften Muth gehabt, diese Stahlspitze sich in das Fleisch zu stoßen — in dieses Fleisch, das bisher nur von zärtlichen Küffen gemartert worden — und das Messer tiefer und noch tiefer in die Wunde zu drücken. Jetzt ist sie todt oder scheint es zu sein, so bleich ist ihre Stirne, so fahl sind ihre Lippen. Doch während das rothe Blut aus der Wunde fließt, zuckt sie manchmal zusammen und plötzlich richtet sie sich auf; und in ihren offenen Augen malen sich Staunen und Zorn zugleich. Was? sie lebt! Das Messer ist denn nicht tief genug eingedrungen? Ach, nicht sterben wäre schrecklich! Sie beruhigt sich. Sie fühlt wohl, daß die Wunde tödtlich ist. Im letzten Krampfe hat sie sich aufgerichtet; sicherlich wird sie sogleich entseelt auf ihr Kissen zurücksinken. Und so wird es recht sein. Doch betrachtet sie sich mit einem letzten Blick in den Spiegel des Alkofs. Pfui! wie häßlich ist man in dem Augenblicke, da man die Seele aushaucht. Und was häßlicher als Alles ist, das sind die Lippen, die schrecklich fahlen Lippen. Rasch fährt ihr der Gedanke durch den Kopf, daß sogleich Leute ins Zimmer treten und sie sehen werden, so wenig schön, so ganz verschieden von dem was sie war im Gehölz, auf den Bällen, bei den Erstaufführungen im Theater. Und schon steigt der letzte Seufzer ihr aus der Brust auf. Es ist um sie geschehen! Sie stirbt! Da taucht sie einen zitternden Finger in das Blut ihrer Wunde, fährt damit einmal, zweimal über ihren Mund, lächelt in den Spiegel und sinkt todt auf das Bett zurück, mit Rosen auf den Lippen.

VIII.

Der Absagebrief.

Raum heimgekehrt eilte er zu seinem Schreibtische, ergreift die Feder und beginnt wutherrfüllt zu schreiben; jawohl, wutherrfüllt, denn er darf nicht daran zweifeln: Diejenige, die er anbetet, hat den ganzen Abend hindurch den abscheulichsten Flirt getrieben! Ha, wie sie sich auf die Schultern ihrer Tänzer neigte! mit welcher schmachtenden Hingebung sie an ihrer Brust lagerte! Und er schrieb racheschnaubende Sätze hin: „Ich hasse Sie nicht, Madame, weil ich Sie verachte. Nicht nur fühle ich keine Liebe mehr für Sie, sondern auch keinen Zorn. Ich sehe Sie jetzt so wie Sie sind: falsch, verlogen, treulos, aller Mißachtung werth; und wenn Sie, allen schamlosen Lügen eine neue hinzufügend es wagen sollten, sich rechtfertigen zu wollen, so werde ich Ihnen kein Gehör schenken.“ Hier unterbrach er sich, um nachzudenken. Gewiß, gewiß; wenn sie es versuchen sollte sich zu rechtfertigen, wird er sie nicht anhören, und sollte sie in Thränen schwimmen und auf den Knieen sich zu seinen Füßen hinschleppen. Dieser Theil des



— Mit solchen Schenkeln wirst Du Dir immer ehrlich Dein Brod verdienen, Bizi!

— Es ist auch das einzige Erbe, das ich meinen Töchtern hinterlassen kann.

Briefes ist also sehr gelungen. Weniger befriedigt ist er vom Beginn. Selbst einer verächtlichen Frau darf man nicht sagen, daß man sie verachtet; den verworfensten Geschöpfen gegenüber muß man ein galanter Mann bleiben.

Er nimmt ein anderes Blatt Papier und schreibt: „Erfahren Sie, Madame, daß ich Sie hasse! Ich fühle keine Liebe mehr für Sie, so sehr bin ich von Zorn erfüllt. Und wenn Sie so dreist wären, sich als unschuldig hinzustellen, glaube ich, daß ich in meinem gerechten Unwillen mit eigenen Händen . . .“ Hier unterbricht er sich wieder. Er denkt, er sei wieder zu weit gegangen. Man kann eine Frau verabscheuen und ihr sagen, daß man sie verabscheue, aber man darf ihr nicht mit einer brutalen Rache drohen. Aber, wenn man von seinem Zorne fortgerissen wird? . . . Vielleicht wäre es besser, den Zorn weniger nachdrücklich zu betonen?

Er nimmt wieder ein anderes Blatt Papier und schreibt: „Ich würde Sie hassen, Madame, wenn ich Sie nicht so sehr geliebt hätte! Die Erinnerung und der Respekt für

meine Liebe (die, Gott sei Dank, nicht mehr existirt) schützen Sie vor meiner Wuth; und wenn Sie eine vergebliche Rechtfertigung wagen sollten, würde ich mich mit ruhiger Gleichgiltigkeit von Ihnen abwenden.“ So ist's recht. Das ist frei von jedem Ueberschwang und ist würdig gesprochen; Dies kündigt in aller Form, aber ohne zu beleidigen, den festen Entschluß einer starken Seele, zu vergessen. Indes fühlt er einige Skrupel. Hat er das Recht, von Ruhe, von Gleichgiltigkeit zu reden? Wenn man gesteht, daß man so sehr geliebt hat, kann man, selbst wenn man sich über Verrath zu beklagen hat, nicht behaupten, daß man ganz und gar nicht mehr liebt, ohne sich dem Vorwurfe auszusetzen, ein unbeständiges, allzu leicht zu tröstendes Herz zu haben. Indem er sich von ihr trennt, will er ihr nicht das Recht einräumen zu glauben und zu sagen, daß er der Treue, die er fordert, nicht werth sei; sie wäre dann weniger strafbar.

Er sinnt lange nach, nimmt ein anderes Blatt und schreibt: „Ich habe Sie so sehr geliebt, Madame, daß ich nicht

ohne Bedauern aufhören kann, Sie zu lieben, und wenn Sie versuchen würden, sich zu rechtfertigen, würde ich mich sicherlich von Ihnen abwenden, aber nicht ohne tiefe Trauer." Nun denn: selbst in dieser Fassung befriedigte ihn der Brief nicht. Denn, schließlich, hat er das Recht, Diejenige nicht anzuhören, die so lange Zeit gütig zu ihm gewesen? Nimmt nicht der strengste Richter die Verantwortung des Angeklagten in Betracht? Ach, er weiß wohl, daß sie nicht unschuldig ist; allein die Fehler, die sie begangen, sind vielleicht nicht so schwer, als er glaubt, oder hat sie vielleicht Entschuldigungen. Oh, er wird ihr niemals verzeihen; aber es würde menschlich, edelmüthig, mit einem Worte: würdig seiner selbst sein, der Unglücklichen die Möglichkeit nicht zu versagen, sich weniger strafbar zu zeigen oder durch das Geständniß ihrer Reue wenigstens ein milderes Urtheil zu verdienen.

Er nimmt ein anderes Blatt Papier und schreibt:

„Ich habe Sie so sehr geliebt, Madame, so lange ich Sie liebevoll und treu sah, daß ich Sie nicht für unwiderstehlich kokett und treulos halten kann. Kommen Sie denn, kommen Sie, um mir zu beweisen, daß ich durch den Schein getäuscht . . ." Doch da wirft er die Feder weg. Wenn sie diese Zeilen liest, wird sie nicht kommen. Er kennt sie; sie ist stolz und unverschämt, besonders wenn sie Unrecht hat. Wenn ich sie beleidige, wird sie mir nicht antworten, und es wird Alles aus sein. Nimmer wird er die lieben Goldaugen sehen, in welchen die Heuchelei so rein ist, nimmer die liebenswürdigen Lippen, wo so herrlich die Lüge des Kusses blüht. Ein Schauer erfaßt ihn am ganzen Leibe; er greift mit beiden Händen nach dem Kopfe, sein Herz schwillt, ihm ist, als sollte er weinen . . .

Auf dem Tische liegt nur mehr ein Blatt Papier; er nimmt es und schreibt mit glühendem Eifer: „Ich liebe Dich! ich liebe Dich! Weshalb solltest Du Dich rechtfertigen, da Du nicht strafbar bist? Es ist nicht wahr, daß Du Dich auf die Schultern Deiner Tänzer geneigt hast, es ist nicht wahr, daß Du schmachkend an ihrer Brust gelegen! Ich war ein Narr! ich habe schlecht gesehen! Komm, komm! Auf meinen Knien will ich Dich um Verzeihung bitten, weil ich Dich verdächtigt habe; und es ist Alles gut, wenn Du Deine unschuldigen Augen, Deine aufrichtigen Lippen nicht von mir wendest.“

### Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Zuletzt sind Leiden der Lohn der Liebe. W. Jordan.

Die Sinnlichkeit ist oft die Mutter der Liebe, aber öfter noch ihr Feind. F. Mantegazza.

Die Liebe ist ein bitter Kraut. Sprichwort.

Im Augenblicke der glücklichen Liebe schaue nicht auf die Uhr, damit Du nicht wahrnehmest, wie kurz Dein Glück gewährt. \* \* \*

An Rheumatismen und an wahre Liebe glaubt man erst, wenn man davon befallen wird. M. v. Ebner-Eichenbach.

Welch' unendliche Höhe und Tiefe besitzt doch die Liebe des Weibes. Wer lange dieselbe erschaut, dem schwindeln und schwinden die Sinne. Sôkai.

Die Liebe? . . . ihr flücht'ger Genuß ist der Mühe nicht werth, Und ewig zu lieben unmöglich. Im Herzen wird bald jede Spur des Vergang'nen verzehrt, Und Freude, wie Gram, ist hier kleinlich und kläglich. Vermontoff.

Wenn die Lippen „Nein“ sagen, dann befrage noch die Augen. Silarius.

Liebe verzeiht entweder nichts oder alles. Balzac.

Urtheilt man über die Liebe nach der Mehrzahl ihrer Wirkungen, so gleicht sie mehr dem Haffe als der Freundschaft. La Rochefoucauld.

Frage die Blumen, warum sie blühen, Sie müssen doch welken, verderben; Frage die Herzen, warum sie lieben, Sie müssen doch leiden und sterben. S. Hülgerrh.

Was ist unglückliche Liebe? Jede, die mit einer — Heirath endet. \* \* \*

O Liebe! Zaub'rin! die mit arger List Die Schwache stärkst und Starke niedertrittst! Byron.

Die erste Liebe tödtet nicht — Man stirbt nur an der letzten. Hameeling.

Die Liebe ist unser Golgatha. Sie bringt uns Todeswunden und Erlösung. José Schneider Arno.

Die Liebe ist ein Rausch und wo kein Rausch vorhanden, ist die Liebe nur Betrug. Sprichwort.

Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen, Diese dreie hört' ich preisen, Und ich pries und suchte sie, Aber, ach! ich fand sie nie. Seine.

Im Dienste der Liebesgöttin wird man leichter kahl als grau. Jean Paul.

Die Liebe gleicht den starken Getränken: man sagt sich, daß sie verderblich sind, aber man kehrt dennoch zu ihnen zurück. A. S.

Dem Geiste soll man nichts verzeihen, dem Herzen alles, denn das Herz ist blind. \* \* \*

Die Hand lügt in der Liebe weit seltener als die Lippe oder das Auge; auch das heuchlerischste Weib betrügt nicht mit einem Händedruck, weil es ihn für etwas ganz Unschuldiges hält.

\* P. Mantegazza.

Auf den Steinen kommt das Wasser  
Lispelnd hergetrieben,  
Wer nicht seufzen noch gelernet,  
Lernt es überm Lieben.

\* Polnisch.

Im Mannesleben  
Wird Liebe nur Episoden geben,  
Im Frauenleben  
Wird Liebe sich zur Geschichte erheben.

\* Casselli.

### Den Zug versäumt.

Eine Jagdgeschichte von P—nn.

Ich weiß nicht, was mit Jeannette an diesem Morgen los war. Ich hatte meinem Freunde v. Prettdorf fest versprochen, um 6 Uhr 40 Minuten mich auf dem Südbahnhofe einzufinden, um an der in Angerau veranstalteten Jagd theilzunehmen, wo wir um 10 Uhr 40 Minuten eintreffen sollten. Es war ein Omnibuszug, denn die Sitzzüge halten in Angerau nicht. Man wird mir einwenden, sechs Uhr 40 Minuten sei etwas früh; ich hatte in der That Jeannetten 6 Uhr fünfzig angekündigt, um sie weniger zu erschrecken; ich hatte ihr auch von gespickten Repphühnern und saftigem Hasenrücken gesprochen, weil ich hoffte, sie bei der schwachen Seite der Feinschmeckerei zu fassen.

Nun denn: trotz Alledem war es, als würde sie ein grausames Vergnügen daran finden, mich zurückzuhalten. Niemals war sie so einschmeichelnd, so verführerisch gewesen. Vergabens sagte ich: „Liebste Nettschen, laß mich ziehen! Der Südbahnhof ist weit, sehr weit!“ Es nützte nichts; sie warf mir ihre nackten Arme um den Hals, rollte sich um mich wie jungfräulicher Ephen um die Eiche, — der Vergleich darf nur in einem gewissen Sinne als treffend angenommen werden — bot mir ihre rothen Lippen, welche einen unerklärlichen, teuflischen Duft von Zuckerwerk ausathmeten; dabei verloren sich ihre Blicke in einem unbekanntem, fernem, paradiesischen Lande — ach, zu welchen Thorheiten haben diese verzückten Augen mich schon verleitet! . . . Kurz, ich that Eins darüber und als ich mich diesem wonnigen Spiel entriß, schlug die Uhr richtig die sechste Morgenstunde!

Ich leistete Wunderbares an Schnelligkeit; in einem Augenblicke war ich angekleidet, worauf ich mit meinem Hunde Dick in mein Buggy sprang, um im schärfsten Trab nach dem Südbahnhofe zu fahren. Unterwegs fuhr ich zwei Grünzeugfarren an, war knapp daran, ein Brodweib niederzuföhren und zog mir die Beschimpfungen zweier Maurer zu, die in ihrem Rechte waren und mir — ich weiß nicht warum — „Werkzeug!“ nachriefen. Der Ausdruck an sich hat nichts Berlegendes; es gibt ja sehr nützliche Werkzeuge. Kurz, ich traf um 6 Uhr 51 Minuten auf dem Südbahnhofe ein, gerade

recht, um den Zug abgehen zu sehen, — diesen verteuflchten Omnibuszug, den einzigen, der in Angerau hielt!

An den Fenstern der Coupés sah ich meinen Freund v. Prettdorf mit den Kameraden Ziegenheim, Grünfels und den kleinen Hubert. Sie lachten um die Wette über mein Mißgeschick; der kleine Hubert schien ganz besonders entzückt.

— Nun, Alter, hast nicht früh aufstehen können?

— Die Dame hat's nicht erlaubt. So ist's, wenn man noch den verfluchten Kerl spielen will!

— Wer zuviel küßt, versäumt den Zug . . .

. . . Und ähnliche unzeitige Späße mehr. Wir standen indessen betroffen auf dem Perron, mein Hund Dick mit dem Schweif zwischen den Beinen und ich . . . mit dem Jagdgewehr unter dem Arm.

Der Zug rollte davon und ich sah in meiner Einbildung schöne Stoppelfelder, thaufeuchte Kleetafeln, prächtige Gemüsegärten. Die Jäger drangen schußfertig vor, in eine Plänklerlinie aufgelöst, um das Jagdgebiet besser auszubenten. Der Himmel war blau, die Luft kühl, ein herrlicher Tag und es krachte Schuß auf Schuß, piff! paff! puff! Das Schießen ging auf der ganzen Linie los; die Wachteln purzelten nieder, die Hasen machten komische Luftsprünge, die Repphühnerschwärme wurden dezimirt. Und Alldies hatte ich versäumt wegen eines allzu langen Kusses. Betrachte Jeannette!

— Mein Herr, wandte ich mich an den Stations-Chef, um wie viel Uhr geht der nächste Zug nach Angerau?

— Es geht kein Zug vor 12 Uhr 20 Minuten; Sie treffen mit demselben um 4 Uhr 3 Minuten ein.

— Saperlott! Da ist's mit meiner Jagd vorbei!

— Warten Sie. Um acht Uhr vierzig geht der Expreszug ab, welcher in Angerau nicht hält, jedoch in Piegnitz um 10 Uhr 56 eintrifft. Sie haben von da nach Angerau nur etwa zwanzig Kilometer Wagenfahrt.

Zwanzig Kilometer! Das macht wenigstens eine Stunde, vielleicht mehr. Ich erreiche die Jagd nicht vor Mittag . . . Das war eine faule Kombination; aber es war doch besser als nichts. Der kleine Hubert schien so froh, den Wettbewerb meines Gewehrs los zu sein! . . . Nun, er wird ja sehen . . .

Und ich bestieg den um acht Uhr 40 abgehenden Expreszug mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß jede Umdrehung der Räder mich dem Jagdgebiete näher brachte. Das war ein wirklicher Expreszug! Der lief und lief; die Felder schienen sich um uns zu drehen und die Bäume schienen uns zu fliehen. In meinem Coupé saß nur noch eine alte Dame mit einem Pudel, der auf den Namen Biscuit hörte. Ohne Zweifel hatte die Anwesenheit meines Jagdhundes Dick sie ermutigt, hier einzusteigen, indem sie ganz richtig dachte, daß ich gegen die Anwesenheit ihres Schoßhündchens keine Einwendung erheben würde. Biscuit war ein prächtiges Thier, ganz weiß, mit langen Haaren, die ihm über die Augen herabfielen, mit einer großen rosafarbenen Bandschleife um den Hals, und sorgfältig geschornen Pfötchen.

Er lag träge im Schoße seiner Herrin, nachdem er die Annäherung des galanten Dick mit Würde zurückgewiesen hatte. Bravo Biscuit! Das nenne ich moralische Stärke! Du würdest den Omnibuszug gewiß nicht versäumt haben.

Um den Hund zu zerstreuen, hielt die alte Dame ihn von Zeit zu Zeit zum Fenster; allein das Thier schien wenig Sinn für die Schönheiten der Landschaft zu haben, denn es kauerte immer wieder, zu einer Kugel zusammengerollt, auf der Seidenrobe der Dame nieder, was ihm jedesmal einen sehr zärtlichen Kuß der Gebieterin eintrug. Ach, Der durfte sich rühmen, geliebt zu werden! Das war mehr als Liebe, es war Tollheit!

Schon hatten wir, ohne anzuhalten, mehrere Stationen passirt und ich dachte mit Verzweiflung daran, daß wir auch an Angerau, dem Ziel meiner Wünsche vorbeifahren sollten, als ich plötzlich auf einen teuflischen Einfall kam.

Ich betrachtete Biscuit, welcher durch die Hitze noch trüger geworden, trotz aller Liebkosungen nur schlafen wollte, und ich sagte meiner Reisegefährtin:

— Verzeihen Sie, Madame, ich kenne mich in Hunden aus und muß Ihnen sagen: der Pudel ist krank.

— Krank! Biscuit krank! rief die Alte entsetzt.

Statt aller Antwort drückte ich mit sehr ernster Miene ein Pfötchen des Pudels und blickte dabei auf meine Uhr. Dann betastete ich ihm die Nase, wofür der Hund mir dankbar die Hand leckte. Das war ein bedenkliches Symptom.

— Nun, wie ist's? fragte meine Gefährtin.

— Nun, Madame, wenn Ihr Pudel binnen einer Viertelstunde nicht einen Aderlaß bekommt, ist ein Anfall zu fürchten.

— Mein Gott! mein Gott! Das ist aber schrecklich! Was ist da zu thun?

— Ich kenne einen ausgezeichneten Thierarzt in Angerau, sagte ich; allein der Zug hält da nicht.

— Oh, ich werde ihn zu halten nöthigen. Ich will doch sehen, ob das Nothsignal nicht auch für die Hunde da sei.

— Madame, nehmen Sie sich in Acht! Sie setzen sich gerichtlichen Verfolgungen aus.

— Was kümmert mich Das, wenn Biscuit's Leben in Gefahr ist!

Wir näherten uns der Station. Ohne zu zögern zertrümmerte die alte Dame die Scheibe und zog die Schnur. Die Signalpfeife gab den Bremsern das Zeichen und bald hielt der Zug. Alle Reisenden steckten erstaunt die Köpfe zu den Fenstern hinaus, und meine Gefährtin sprang mit dem Pudel im Arme aus dem Wagen.

Es gab einen schrecklichen Auftritt mit dem Schaffner, Protokolls-Aufnahme u. s. w. u. s. w., während ich, die Gelegenheit benützend, mit Dick mir's auf dem Bänkechen der Station Angerau bequem machte. Es war 10 Uhr 40 Minuten.

Und als um 10 Uhr 48 Minuten der Omnibuszug eintraf, sahen Prettendorf, Ziegenheim, Grünfels und der kleine Hubert mit maßlosem Erstaunen ihren Freund, der sie ruhig und aufgeräumt erwartete.

Der kleine Hubert lachte nicht mehr. Er war wüthend.



## Dunkel ist es nun im Stübchen . . .

Dunkel ist es nun im Stübchen,  
Weil Du gar zu froh gelacht  
Und mit Deinem süßen Athem  
Uns're Lampe ausgemacht.

Oder war's der Gott der Liebe,  
Der mit vollen Backen blies  
Und uns Beiden nun im Finstern  
Märchenhaftes Glück verhieß?

Ach, ich fühl's an Deinen Küssen,  
Märchenglück gewährst nur Du.  
Kleiner Amor, sei vernünftig:  
Halt' Dir schnell die Augen zu!

F. H. Kanowski.



## Im Kamin.

Eine Weihnachts-Geschichte. Von Armand Silvestre.

Wir sind im Jahre des Heils 1480 unter der Regierung des furchtlichen Königs Ludwig XI., welcher, wie Jedermann weiß, eine Kapelle der gebenedeiten Jungfrau auf seinem Hute trug. Wir sind außerdem in Blois, in einem jener seltsam gebauten Häuser der Oberstadt, deren schiefes Profil den Horizont der Straßen schneidet. Es ist bald Mitternacht und höllisch kalt unter dem tiefblauen Himmel, dessen Sterne Eisperlen zu sein scheinen, und dessen Mond kalte Funken in die finsternen und gurgelnden Wirbel der Voire streut. Es ist bald Mitternacht und dennoch gibt es eine große Menge in den Straßen, während bleiche Lichter sich von Fenster zu Fenster ziehen, wie eine aufgelöste Sternengruppe. Hinter den Hausthüren bellen die Hunde und man trifft nur hastig dahin eilende Leute, die ihre Kinder, die als Hirten oder Könige vermunnt sind, mit sich schleppen. Wir sind nämlich in der Christnacht; die Glocken läuten hell und die Kirche füllt sich mit Andächtigen.

Isabeau ist im Begriff, ihre Toilette zu beendigen. Sie hat ihren schönsten Rock, ihre Sonntagsschuhe angelegt und setzt auf ihr schönes, braunes Haupt soeben ihre hohe Spitzhaube, wobei sie Bruchstücke von Gebeten murmelt, sich nur manchmal durch einen Ausruf der Befriedigung unterbrechend. *Bim bam! bim bam!* Die Glocken werden ungeduldig. Es ist Zeit, sich auf den Weg zu machen. Allein ihr Mann Wilhelm ist noch nicht zuhause; er ist vor drei Stunden weggegangen, um seinem Nachbar, dem Juden Isaa, die Summe zurückzuzahlen, welche dieser ihm vor sechs Monaten zu zehn von Hundert Zinsen geliehen hatte. Denn Wilhelm ist ein Lump, ein Trunkenbold, ein Gottloser, der fortwährend bei den Wucherern Geld borgen muß, um seinen Gelüsten zu fröhnen. Scheußlich! Wilhelm hat sogar eine Geliebte, die Dirne Gertrud, deren Zuhälter Tiburz der Schrecken aller ehrlichen Leute ist.

Ein schwerer, regelloser Tritt erschüttert jetzt die Treppe.

— Da kommt er, sagt die arme Isabeau erfreut.

Es ist in der That Wilhelm; seine Füße schwanken, aus seinem Munde kommen Flüche und Gotteslästerungen; denn Wilhelm hat getrunken und folglich ist er plump, roh und boshaft.

— Du bist noch wach? brummt er seine Frau an.

— Mein Freund, wollen wir nicht zur Christmesse gehen?

Dieser Vorschlag versetzt Wilhelm in einen maßlosen Zorn. Er stieß solche Gottlosigkeiten aus, daß die Arme sich fragte, wie es möglich sei, daß nicht sogleich der Donner in das Haus fahre. Schließlich riß er Isabeau die schöne Haube vom Kopfe, zerriß ihren Rock und drohte, sie selbst in gleicher Weise behandeln zu wollen.

Isabeau entledigte sich schluchzend des Restes ihrer Kleider.

\*

Im Nachbarhause zählt der Jude Isaa zum zehnten Male das Geld, welches Wilhelm ihm endlich zurückgezahlt hat. Er macht zwei Häufchen daraus, das eine aus dem Kapital, das andere aus den Zinsen. Das zweite scheint ihm viel schöner als das erste und er weint schier vor Freude, indem er dasselbe besichtigt. Er liebt nicht diese Weihnacht; vor Allem weil die Christen daran ihre Freude finden, dann weil die Häuser verlassen sind und die Diebe sich dies zunutze machen. . . . Es scheint ihm, als hätte die Hausthüre in ihren Angeln geknarrt. Er geht hinab, um sich zu versichern, daß Alles wohl verschlossen sei; allein am Fuße der Treppe erblickt das Licht in seinen Händen von selbst. Gleichzeitig legt sich ihm eine starke Faust vor den Mund und ein nerviger Arm legt sich ihm um den Hals. Er wannt; er ist geknebelt; er fällt zur Erde; die Hände werden ihm rückwärts gefesselt. Ein rechter Gurgelabschneider, dieser Tiburz! Denn er ist es; er hat von Gertruden erfahren, daß Wilhelm heute dem alten Isaa bezahlen würde und hatte sich hinter dem Gatten Isabeau's in das Haus des Juden geschlichen und sich daselbst verborgen. Mit Eins-Zwei war er in der Stube des Wuchers, hatte alles Geld vom Tische zusammengerafft und Kapital und Zinsen in der Ledertasche verschwinden lassen, die er

am Gürtel trug. Allein, als er das Haus des Juden wieder verlassen wollte, harrete seiner eine böse Enttäuschung. Die Thüre war nur mittelst eines geheimen Griffes zu öffnen. Tiburz zerriß sich nutzlos die Hände an dem Schlosse und drückte sich die Schultern wund mit den Anstrengungen, diese verwünschte Thüre aus den Angeln zu heben. Mittlerweile war die heilige Messe zu Ende gegangen und die Leute kamen aus der Kirche zurück und sangen nicht mehr fromme Psalmen, sondern flotte Preislieder auf Liebe und Wein. Denn es war die Stunde des Nachteffens gekommen und in den Straßen schwamm das Wurstzeug auf einem Strom von weißem Landwein. Da ward Tiburz, sonst ein geriebener Schurke, von Furcht ergriffen. Er sagte sich, daß er um jeden Preis das Haus verlassen müsse, weil die Teufelskerle draußen auf den Einfall kommen könnten, dem Juden Isaa ein kleines Charivari zu machen und in das Haus einzudringen. Er stieg denn zum Hausgiebel empor, bei einer Dachlufe hinaus und indem er einen Augenblick benützte, wo der Mond sich hinter einer kleinen Wolke verbarg, stieg er in den Schornstein, welcher das Haus des Juden Isaa von jenem Wilhelms trennte.

Allein bei der Anstrengung, die er zu diesem Behufe machte, löste sich sein Gürtel und die Geldtasche fiel in den Kamin hinab.

\*

— Hast Du nichts gehört, mein Freund? fragte Isabeau ihren Gatten leise.

— Was willst Du schon wieder, Schwägerin? entgegnete der Tölpel in seiner rohen Weise.

— Ich wette, Christkind ist gekommen und hat mir ein Geschenk ins Haus gesandt, denn ich habe ein Geräusch im Rauchfang gehört.

— Wie, Thörin, Du hast Deinen Schuh in den Kamin gestellt?

Und der Unhold stieß Lästerungen aus, die ich nicht wiederholen mag, weil ich nicht zugleich schreiben und mich befreuzigen kann.

— Willst Du mir aber doch erlauben aufzustehen und nachzusehen?

— Immer zu, so werde ich Dich doch wenigstens eine Weile los haben.

Sie hüpfte denn vom Bette, fröstelnd und reizend anzuschauen mit ihrer Nachthaube und ihrem langen, weißen Hemde. Sie eilte bloßfüßig zu dem Kamin, zog daraus ihren Schuh hervor und stieß einen Freudenschrei aus.

— Christkind! Christkind! schrie sie. Eine Geldbörse liegt darin.

Wilhelm sprang mit einem Satz aus dem Bette. Als er die Geldtasche erblickte, hatte er sogleich einen schlimmen Gedanken, wie immer.

— Ein Schönthuer wird Dir Geld zugeworfen haben, sagte er. Gib rasch her!

— Laß mir wenigstens so viel, um eine Messe für das Heil Deiner armen Seele lesen zu lassen, sagte das unglückliche Weib in schmerzlichem Tone.

— Mich dünkt, Du treibst Deinen Spott mit mir!

Er öffnete die Geldbörse, leerte den Inhalt derselben auf das Bett und begann den Fund zu zählen. Als er genau dieselbe Summe fand, die er zwei Stunden vorher dem Juden Isaaß gezahlt hatte, war er zuerst überrascht, dann besorgt und schließlich entzückt. Angesichts eines solchen Wunders schwand mit einem Male seine Zweifelsucht.

— Weib, sagte er sanfter, ich hatte vielleicht Unrecht, Dich zu verhöhnen. In dem Aberglauben liegt ohne Zweifel ein Bißchen Wahrheit. Nimm Deinen zweiten Schuh aus dem Kamin, ich will den meinigen hinstellen, damit wenn Christen wieder vorbeikommen, ich auch nicht vergessen werde.

Gesagt gethan; er stellte seinen Schuh in den Kamin, verwahrte das Geld, löschte das Licht aus und legte sich wieder zu seinem Weibe, hütete sich aber wieder einzuschlafen.

\*

Indeß war die Lage des Tiburz unerträglich geworden. Die hölzerne Dachrinne am Hause Wilhelms, an welcher er sich auf die Straße hinablassen hatte wollen, war wurmstichig. Er mußte denn wieder das Dach erklimmen, wenn er nicht Arme und Beine brechen wollte. Einen Augenblick dachte er daran, durch die Dachlufe in das Haus des Isaaß zurückzuführen; aber, wie er es vorausgesehen, waren die Leute auf der Straße gerade im Zuge, sich vor dem Hause des Juden zusammenzurotten und wüthende Drohungen auszustoßen, weil es so still und ruhig in diesem Hause war.

Ueberdies hatte der Mond seine schwarze Maske abgelegt und seine schöne Silberstirne beleuchtete die ganze Stadt. Es brauchte nur Einer zum Dache emporzuschauen und Tiburz war verloren.

Die Lage war kritisch, Das wird man zugeben müssen. Sie ward es noch viel mehr, als Tiburz hörte, wie Isaaß's Haushüre unter den Streichen und Stößen der Anstürmenden nachgab und wie dann ein großer Tumult das Haus erfüllte, ohne Zweifel, weil man den Juden geknebelt und am Boden liegend gefunden hatte. Die Menge drang auf der Treppe ins Haus. Wie leicht konnte Einer den bösen Einfall haben, zur Dachlufe hinaufzuschauen. Tiburz sah ein, daß er um jeden Preis sich verbergen müsse. Ich sagte weiter oben, daß der Schornstein auf dem Hause Wilhelms sehr breit war. Tiburz, der den Kopf verloren hatte, schlüpfte hinein wie in ein Futteral, kammerte sich an eine Eisenstange, die im Innern des Schornsteines quer angebracht war und blieb da so in schwebender Stellung, mit dem Kopfe bis an die Mündung des Schornsteines reichend und mit den Füßen auf zwei vorspringende Ziegel sich stützend.

Allein, die Angst hatte seine Kräfte gebrochen; ein böses Bauchwicken hatte ihn ergriffen und da beim Hinabrutschen sein Beinkleid zerrissen war, begann er durch den Schornstein die grimmigste Kolik auszuathmen, von der man in und um Blois, das eine berühmte Weingegend ist, jemals gehört hatte.

— Die Bescherung! schrie Wilhelm, als er es in den Kamin niederprasseln hörte. Sie ist auch für mich da!

— Mein Freund, sprach Isabeau engelsmild, — gebt Acht, wohin Ihr tretet; mir scheint, die Kage hat die Stube verunreinigt, nach dem Geruche zu urtheilen, der mir an der Nase prickelt.

Doch Wilhelm kümmerte sich wenig um Das, was sein Weib ihm sagte und was die Kage verbrochen haben mochte. Nachdem er die Kerze angezündet, lief er zu dem Kamin und holte mit fieberhafter Ungeduld seinen Schuh hervor; und der Schuh, weil unvorsichtig angefaßt, ließ seinen Inhalt überfließen zu nicht geringem Ungemach der Finger Wilhelms.

Dieser stieß die auserlesensten Flüche aus, als er die ihm gewordene Bescherung sah. Doch als sein Zorn verslogen war, zeigte sein Weib ihm den Finger Gottes in diesem neuen Wunder und machte ihm begreiflich, daß diese häßliche Ueberraschung nur die gerechte Strafe für seine Gottlosigkeit sei. Er bekehrte sich und ward ein frommer, ehrbarer, nüchterner Mann. Tiburz ward gehängt und Gertrud starb jung an Jahren, was für Dirnen ihres Schlages ein Glück ist. Isaaß hingegen starb in hohem Alter; ich bin nicht ganz sicher, ob er überhaupt schon gestorben sei, denn es hat mir erst jüngst ein steinalter Mann Geld zu zehn von Hundert angeboten.



### Demimonde-Sonnette.

V.

Mathilde!

Wie anders bist Du heut' als sonst — Mathilde!  
So heiß Dein Leib, der sonst in Marmorkühle  
Du spotten nur schien meiner Gluthgeföhle —  
In meinen Armen wie ein Steingebilde.

So schweigsam bist Du heut', Du kleine Wilde!  
Und hattest sonst der Wihespeil' doch viele,  
Für die ich dienen mußte Dir zum Biele! —  
Heut' bist Du wie 'ne Taube sanft und milde!

Trügt mich mein Aug'? Der Schamesröthe Gluthen  
Seh' ich Dir Hals und Wangen überfluthen!  
Wie kommst Du zu solch' ungewohnten Dingen?

Mathilde schweigt. Nur fester noch umschlingen  
Mich ihre Arme. Dann jauchzt sie unter Küßten:  
„Ich lieb' und — — schäm' mich Dir's gesteh'n  
zu müssen!

a g  
a i

## Caviar-Schnitten.

### Dienstboten.

Madame K. prüft den Markteinkauf ihrer Köchin, hebt das Gefieder eines Huhns in die Höhe und riecht dazu.

— Betty, das stinkt ja! ruft sie entsetzt.

— Ach, Madame, auf dieser Seite riecht man eben nicht gut . . .

\*

Ein junger Schriftsteller erscheint im Vorzimmer der Horizontalen Odette.

— Ist die Dame zu Hause? fragt er die Jose.

— Ja, mein Herr.

— Ich möchte mich einen Augenblick mit ihr unterhalten.

— Ich will es ihr melden, aber ich weiß nicht, ob ihr Das genügen wird.

\*

### Was man am meisten liebt?

Mit einem Jahre: seine Amme.

Mit fünf Jahren: Mama.

Mit zehn Jahren: die Schulferien.

Mit sechszehn Jahren: die Freiheit.

Mit zwanzig Jahren: seine Geliebte.

Mit dreißig Jahren: seine Frau.

Mit vierzig Jahren: seine Kinder.

Mit sechszig Jahren: seine Ruhe.

Zu jeder Zeit: sich selbst.

\*

### Eheleben.

— Oh, Du verliebst Dich in die Erstbeste! schluchzt die Frau.

— Ei, erwidert der Mann, die Erstbeste bist ja Du; Du solltest sagen: die Letztbeste.

## B a l l e t t.

Von W. S. Gunter.

Schloß Boezelar prangte heute in prächtigem Lichterglanz. Das alte „Eulennest“ hatte seine traurige Fede verbannt und der Freude gastlich die Thore geöffnet.

Alljährlich einmal veranstaltete die Gräfin ein großartiges Fest mit allem nur zu Gebote stehenden Luxus, während sie die übrige Zeit des Jahres einsam in den grauen Mauern, fern von menschlicher Gesellschaft und weltlichem Treiben, verbringt; nur zuweilen sieht man die schon betagte Dame in den Parkanlagen spazieren gehen am Arm einer anderen, — nach der zarten, elastischen Gestalt und den leichten Bewegungen zu urtheilen — ungleich jüngeren Dame. Die Gesichter der Beiden waren jedem neugierigen Blicke durch dichte Schleier verhüllt.

An das eine Ende des Parkes stieß das Eigenthum des Rittergutsbesitzers von Warrell, früher ein viel und gern gesehener Gast auf Boezelar, während nach des Grafen Tode der Verkehr zwischen Schloß und Gut merklich eingeschlummert war, da der etwas härteigige alte Herr allen „förmlichen Schnickschnack“ haßte und seine ganze Aufmerksamkeit auf das Gedeihen der Landwirthschaft gerichtet hatte, um seinem Sohne Waltherr, der die Malerakademie in München besuchte, „einen anständigen Pfennig hinterlassen zu können,“ wie er sagte. Die größte Freude war es für ihn, seinem Sohne, wenn der-

selbe, wie augenblicklich, die Ferien auf dem Gute verbrachte, die Vergrößerungen seines Besitzes und die Fortschritte der Agrikultur zu zeigen.

Waltherr hatte jedoch unruhiges Künstlerblut in den Adern und durchschweifte lieber mit seiner Malermappe Wälder und Felder, als die langweiligen Maschinen und Ackergeräthschaften seines Vaters zu studieren.

Auf seinen Spaziergängen in dem Parke begegneten ihm zuweilen die beiden verschleierte Damen, wodurch die Bewunderung der schönen, jugendlichen Gestalt, und der Wunsch, das Antlitz derselben zu sehen, immer lebhafter bei ihm wurde, doch so eifrig er sich auch bemühte, seiner Phantasie blieb es überlassen, sich jenes Weib schön oder häßlich auszumalen. Allerdings mußte der Reiz und die Grazie der Formen sein Künstlerauge ein wundervolles, beglückender Liebe fähiges Weib hoffen lassen.

Nach und nach wurden die Begegnungen häufiger, dann trafen die Drei fast täglich im Parke zusammen, ohne daß es Waltherr jedoch vergönnt gewesen wäre, mehr als die Schönheit der Gestalt sich einzuprägen. Oft nur bemerkte er, wie die gräßliche Gesellschafterin während der Unterhaltung mit der alten Dame ihr schönes, goldblondes Köpfschen stolz in den Nacken warf, wie sie es gleich darauf mit lieblicher Anmuth auf die eine Seite neigte, als ob ein momentaner, nicht allzu ernstlich gemeinter Trost freundlich-weiblicher Ergebenheit das Feld räumte.

Heute nun hatte auch er eine Einladung erhalten und er beeilte sich, in der Hoffnung, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, derselben nachzukommen.

Die Anordnungen zu dem Feste waren in fürstlicher Weise getroffen. Man war geblendet von der Pracht der Räume, dem luxuriösen Pomp des Meublements und der Menge Kostbarkeiten, von denen die Gemächer strotzten. Keiner hätte solchen Prunk bei der einfachen, ruhigen Gräfin vermuthet, die auf äußeren Glanz gar nichts zu geben schien. Ebenso rief die Mannigfaltigkeit der Menus, sowie der deliziösen Weine die Bewunderung Aller hervor.

Nach beendetem Souper drangen die Klänge der Eröffnungs-Polonaise aus dem Tanzsalon herüber, denen die junge Welt begierig entgegenflog, während die älteren Herrschaften theils den dahinschwebenden Paaren nachschauten, theils in mehr oder weniger amüsantem Gespräch im Salon zurückblieben.

Waltherr tanzte viel, sehr viel, flog von einer dunklen Rose, welche die blonden Köpfschen so lieblich zierten, zur andern, glaubte auch einmal, sein Ideal gefunden zu haben, jubelte schon, als er in den Blicken eines hinreißend schönen Antlitzes die Bestätigung seiner Gedanken zu lesen meinte, bis sie im Laufe des Gespräches ihn nicht gesehen haben und erst heute auf dem Schlosse angekommen sein wollte, so daß er endlich ermüdet und mißmuthig und um Athem zu schöpfen, den durch einen langen Gang vom Tanzsalon getrennten Pavillon aufsuchte.

Durch eine blaue Ampel war derselbe matt, aber gerade deshalb so anheimelnd erleuchtet, ein berückender Duft fremdländischer Pflanzen stieg ihm entgegen, während durch die großen bemalten Glasscheiben der Mond sein grünes Licht magisch auf die in allen Farben prangenden Tropensträucher warf, die mit seinem Kunstverständnis und phantastischem Geschmack in dem großen Raume gruppiert waren. Nicht weit von dem Fen-

ster war eine kleine Laube, durch das Zusammenbauen von Vorbeerbäumen mit weißen Rosen durchflochten, hergestellt, in deren Mitte eine kunstreich geschnitzte Bank den Zauber erhöhte.

Der junge Mann trat an das Fenster, öffnete dessen kleinen Flügel und schaute hinaus. — Wie war das doch so schön! — zum Malen schön! — Der Duft, der helle Mondenschein — das Grünen und Blühen! — — Ach, es überkam ihn wie Sehnsucht, wie unerklärliches, ahnungsvolles Wonneshauern. — Träumerisch schritt er zur Bank zurück und überließ sich den tollen Bildern seiner erregten Phantasie.

Da, plötzlich rauschten die Blätter — dicht vor ihm ging langsam, den Kopf gedankenvoll zur Erde geneigt, ein weibliches Wesen — jetzt trat sie in den Bereich des Mondenlichtes — sie lehnte am Fenster, die eine Hand auf die Wange gestützt. — — Nach kurzer Zeit schien sie aus ihren Träumereien aufzuwachen — wie unmutig über sich selbst warf sie stolz den Kopf zurück, ein unwilliges „Ach!“ entfuhr ihren Lippen. — — Dann wendete sie sich — sog begierig den Duft der Pflanzen ein — sah wieder in die Nacht hinaus — und ein von dem ersten grundverschiedenes, eigenartig zitternd-seufzendes „Ach!“ schien der strahlende Glanz dort oben aus dem marmorweißen Busen hervorzuholen.

Walther erhob sich; das war ja jenes stolze Weib, das er bisher nicht zu finden vermocht und welches sich noch vorhin vor ihm verleugnet hatte. Jetzt war er gewiß, daß sie trotzdem jene verschleierte junge Dame war, die aus unbekanntem Gründen so hartnäckig ihr Inognito wahrte. Er sprach deshalb zuerst von allen möglichen gleichgiltigen Dingen, nur nicht von seiner Vermuthung und entdeckte in ihr die feingebildete Weltbete, welche sich aber von den anderen Damen der Gesellschaft durch eine fernige Gefühlswärme sympathisch unterschied. — — Der Pavillon schien heute Nacht eine abwehrende Kraft den andern Festgästen gegenüber zu besitzen, denn kein Dritter betrat ihn. — Die Beiden waren allein — zwei sich entgegenschlagende Herzen — mit Mondenschein, ihren noch unbewußt schlummernden heißen Wünschen — in be-rückender, duftschwangerer Atmosphäre.

Zuerst sprachen sie von den Klängen des Walzers und der rothen Nase der Frau Geheimrath, dann von der Blüthenpracht und der neuen Gasanstalt, — von riesigen Boas und magischem Mondenlichte, — von reizenden Fächern und glühenden Augen, — von goldenen Haaren und purpurnen Lippen — bis sie sich endlich in einer solchen Fluth sanguinischer Gedankeninnigkeit verloren hatten, daß sie selbst nicht mehr wußten: war es der Blüthenduft, der sie so selig berauschte, war es der Mondenglanz? — oder waren es zwei Sternpaare, die sich so nah gegenüber standen? — War es der Nachtwind, der ihren schönen Busen liebte und ihre Wangen röthete? — oder der warme Athem des jungen Mannes? — Waren es die Glacehandschuhe, die ihre Hand so heiß zu umschließen schienen? — oder eine andere Hand, welche ihre Pulse schneller gehen machte? — — War es endlich der plätschernde Springbrunnen allein, dem sie sagte, daß sie im Parke einen jungen Mann recht gern gesehen, daß sie oft die Spaziergänge veranlaßt habe? — —

Längst schon hatten sie auf der Bank Platz genommen. Jetzt tönte von fern her der Nixensang aus „Oberon.“ Wie zwang der die Herzen so mächtig! — Welche Sehnsucht — welche Wünsche brachten die lockenden Klänge ihnen zum Bewußtsein! — Es schien, als ob unsichtbare Geister ihre Zauber-macht im Spiele hätten! — —

Stille war's im Pavillon geworden — kein Wort hörte man — — nur einigemal ein Geräusch, wie wenn der Nachtwind in den Blättern spielte, oder — ein unbeschreiblich seliger Seufzer sich einer beglückten, heißen Brust entränge. — Dann trat wieder tiefe Stille ein.

\*

Der Morgen dämmerte durch die Scheiben, am Horizont zog ein purpurner Streifen herauf — da machten die lustigen Donauwalzerklänge, die das Ende des Tanzes verkündeten, auch jener Poesie himmlischer Liebe ein rauhes Ende.

Das schöne Weib erhob sich, sah einen Augenblick vor sich nieder — ihr blaßes Gesicht röthete sich — plötzlich riß sie sich los und enteilte dem Pavillon.

Walther sah ihr wie trunken nach — seine Augen hatten einen so feuchten Glanz, sein Gesicht glühte. — Dann lächelte er eigenthümlich und kehrte ebenfalls in den Tanzsalon zurück.

## Schiedegrüß!

Indem wir mit dem vorliegenden Hefte den sechsten und letzten Jahrgang des „Caviar“ schließen, ist es uns ein Herzensbedürfniß, den Mitarbeitern, Abonnenten und Lesern dieser Blätter unsern tiefinnigsten Dank auszusprechen, den Ersteren für ihre Beiträge, mit welchen sie unsere redaktionelle Arbeit erleichterten und den geistigen Inhalt des Blattes bereicherten, den Letzteren für das Wohlwollen, welches sie dem „Caviar“ bis zum Ende in unverminderter Maße bewahrten und welches uns ein werthvoller Beweis dessen war, daß wir unserer Aufgabe, unsern Lesern eine amüsante und erheiternde Lektüre zu bieten, nach Maßgabe unserer Kräfte gerecht geworden sind. Indem wir heute, der Ungunst der Verhältnisse weichen, die Feder aus der Hand legen, haben wir das Gefühl, daß das Band zwischen uns und den zahllosen Freunden, die der „Caviar“ in allen Welttheilen zählte, nicht für immer gelöst ist und daß wir einander auf einem verwandten Gebiete noch begegnen werden.

Darum rufen wir: Auf Wiedersehen!

Die Redaktion des „Caviar“:

JEAN QUI RIT.

(Armin Schwarz.)

Der Caviar-Kalender wird nach wie vor weiter erscheinen; der pro 1893 bereits Ende Juni 1892.

Die Verlagshandlung G. Grimm.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Uefeleitsgasse 14.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Harsich-Bazar.